X. Band 1924 Heft I

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON DR. OTTO RANK UND DR. HANNS SACHS

Prof. HEINRICH GOMPERZ (Wien):

Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen

I. Parmenides — II. Sokrates

Priv.-Doz. Dr. FRITZ GIESE (Techn. Hochschule, Stuttgart):

Psychoanalytische Psychotechnik

I. PsA. u. Wirtschaftsleben (Erotisierte Reklame) — II. Psycholog. Eignungsprüfung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Leipzig / Wien / Zürich

Alle für die Redaktion bestimmten Zuschriften und Sendungen sind zu richten
an Dr. OTTO RANK, Wien, I., Grünangergasse 3—5,

alle Zuschriften u. Sendungen in Referat-Angelegenheiten
an Dr. Theodor REIK, Wien, IX., Lackierergasse 1 A.

Die Autoren der Originalarbeiten erhalten außer dem Honorar zehn Freiexemplare des betreffenden Heftes. (Separatabzüge werden nicht angefertigt).

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. OTTO RANK, DR. HANNS SACHS UND A. J. STORFER

X. BAND
(1924)

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

Gedruckt bei Carl Fromme Ges. m. b. H., Wien V



INHALTSÜBERSICHT DES X. BANDES

REFERATE

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

X. BAND 1924 HEFT 1

Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen

Von Dr. Heinrich Gomperz

a. ö. Professor an der Universität Wien

Daß uns die Psychoanalyse auf viele Tatsachen achten gelehrt hat, die früher niemand beachtet hat und die doch der Beachtung in hohem Maße wert sind, kann kein Unbefangener bestreiten. Dies anerkennen heißt freilich nicht sich auch alle Schlüsse aneignen, die sie aus solchen Tatsachen glaubte ziehen zu dürfen, oder gar alle Ergebnisse, zu denen diese Schlüsse sie geführt haben. Ja, auch das Bemühen, neue Tatsachen dieser Art zu ermitteln und sie mit den sonst bekannten Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten wenigstens vermutungsweise zu verknüpfen, verträgt sich durchaus mit der Überzeugung, daß weder das schon Bekannte noch das neu Ermittelte uns bisher in den Stand setzt, gerade jene Fragen zu beantworten, deren Beantwortung uns alle am meisten befriedigen würde. Der Wert der Tatsachen selbst wird durch diese Zurückhaltung nicht gemindert und bei ihrer Ermittlung, Verwertung und Veröffentlichung sollten auch solche zusammenwirken können, die über Haltbarkeit und Tragweite der bisherigen Ergebnisse der Psychoanalyse verschieden denken. In

diesem Sinne möchte auch ich die Gastfreundschaft der „Imago“ für einige Beobachtungen über die geistig-leibliche Veranlagung und Entwicklung griechischer Philosophen in Anspruch nehmen. Inwieweit diese Beobachtungen auch dazu beitragen, den eigentümlichen Lehrgehalt ihres Philosophierens besser verständlich zu machen, das werden die Leser selbst einigermaßen beurteilen können. Meines Erachtens ist das bisher nur in sehr eingeschränktem Umfang der Fall.

1. Parmenides

Parmenides lebte in Elea in Unteritalien. Als die Zeit seiner „Blüte“ gaben die alten Chronologen die Jahre 504 bis 501 v. Chr. an, sie dachten ihn also etwa zwischen 544 und 541 geboren. Platon schildert ihn, als wäre er um 453 oder 451 ein uralter Mann gewesen, der indes noch trefflich erhalten, „höchstens wie ein Fünfundsechzigjähriger“ aussah. Er zählte also damals gewiß mindestens achtzig Jahre, war demnach spätestens 531 geboren.[1] Zur Zeit, da er sein Lehrgedicht verfaßte, war er, wie aus diesem selbst hervorgeht, ein noch waffenfähiger Mann,[2] schwerlich über fünfundvierzig. Dieses Gedicht kann also nicht jünger sein als 486; wahrscheinlich ist es einige Jahre älter.

Über sein Leben wissen wir so gut wie nichts. Theophrast bezeichnete ihn als den Sohn des Pyres, doch gab es daneben viel-

1) Diels, Fragmente der Vorsokratiker 18 A 5: *εὖ μάλα δὴ πρεσβύτην . . . σφόδρα πολιόν, καλὸν δὲ κἀγαθὸν τὴν ὄψιν περὶ ἔτη μάλιστα πέντε καὶ ἑξήκοντα.* Man versteht gewöhnlich: „Er war damals höchstens fünfundsechzig Jahre“ und macht danach Parmenides um fünfzehn bis zwanzig Jahre zu jung. Aber „schon sehr alt und eisgrau, wenngleich noch stattlich anzusehen, höchstens etwa fünfundsechzig Jahre alt“ gibt keinen Sinn. Der Zeitpunkt, zu dem das Gespräch spielt, ergibt sich aus der Angabe, der um 469 geborene Sokrates sei damals noch „ganz jung“ gewesen. Platons Darstellung stimmt, richtig verstanden, mit den Angaben Apollodors (Vorsokr. 18 A 1) so ziemlich überein.

2) Denn die Göttin redet ihn I, 24 als *κοῦρος* an, was ich durch „Junker“ wiederzugeben versuche.

leicht noch eine andere, möglicherweise besser begründete Überlieferung, der zufolge er „durch seine Geburt der Sohn des Teleutagoras, durch Adoption dagegen der Sohn des Parmenides" gewesen wäre.[3] Jedenfalls war seine Familie vornehm und begütert. Unzweifelhaft ist, daß der Dichter und Denker Xenophanes, der etwa dreißig Jahre älter war als er, auf Parmenides einen gewissen Einfluß übte, doch wissen wir nicht, ob dieser Einfluß sich auf persönliche Berührung gründete.[4] Als sein eigentlicher Lehrer erscheint vielmehr Ameinias, der Sohn des Diochaites, „ein edler, wenngleich armer Mann", der ihn für die pythagorische Lebensweise gewonnen haben soll und dem er nach seinem Tode ein Grabtempelchen errichtete.[5] Als Parmenides selbst alt geworden war, ward ein um vierzig Jahre jüngerer Mann, Zenon, sein

3) Vorsokr. 19 A 1 ist überliefert: „Zenon von Elea. Diesen nennt Apollodor in der Chronik den Sohn des Pyres und von Parmenides" (den nämlich Theophrast zum Sohne des Pyres macht) „sagt er, er sei als Sohn des Teleutagoras geboren, von Parmenides aber adoptiert worden." Man stellt nun meist um: „Zenon . . . Von diesem sagt Apollodor . . ., er sei als Sohn des Teleutagoras geboren, von Parmenides aber adoptiert worden, den Parmenides aber nennt er den Sohn des Pyres." So ist die Übereinstimmung mit Theophrast (Vorsokr. 18 A 7) hergestellt und die Bemerkung über Parmenides gut angeknüpft. Allein es ist doch auffallend, daß die Gleichnamigkeit des Adoptierenden und des Adoptierten (die besonders bei der Adoption eines Enkels oder Neffen häufig gewesen sein muß) nur auf mechanischer Textstörung beruhen soll; ferner, daß Platon, wo er Parmenides und Zenon zusammen einführt, nicht nur von einer Adoption nichts erwähnt, sondern vielmehr von Zenon sagt: *καὶ λέγεσθαι αὐτὸν παιδικὰ τοῦ Παρμενίδου γεγονέναι*, was sich doch mit jenem Verhältnis kaum verträgt. Wich also Apollodor von Theophrast bewußt ab, so könnte er seine guten Gründe dafür gehabt haben.

4) Eine solche Berührung wäre unwahrscheinlich, falls bei Parmenides Mißverständnisse des W o r t l a u t s von Versen des Xenophanes angenommen werden dürften. Und eine solche Annahme wird vielleicht dem beachtenswert scheinen, der Parmenides' Lehre von der *δόξα* (I, 30; VIII, 51; vgl. VIII, 60: *ἐοικότα πάντα*) mit den schlichten Bescheidenheitswendungen des Xenophanes vergleicht (XXXIV, 4: *δόκος δ'ἐπὶ πᾶσι τέτυκται*; XXXV: *ταῦτα δεδοξάσθω μὲν ἐοικότα τοῖς ἐτύμοισι*) oder darauf achtet, in wie verschiedenem Sinne Parmenides (VIII, 4) das Wort *οὖλος* auf sein Seiendes und Xenophanes eben dasselbe Wort (XXIV) auf seinen Gott anwendet.

5) Vorsokr. 18 A 1. Sotion nennt hier Ameinias einen Pythagoriker, von dem Parmenides *εἰς ἡσυχίαν προετράπη*. *ἡσυχία* aber ist Kunstausdruck für die pythagorische Lebensweise (Vorsokr. 4, 19 = Diog. Laert. VIII 7; Lukian, Vit. auct. 3). Durch Sotions Worte schimmert vielleicht noch ein Vers aus der Weihinschrift des Heroons durch, etwa: *ὅς ποτέ μ'ἐς σεμνὴν προὔτρεπεν ἡσυχίην* (vgl. u. Anm. 103).

Schüler, der nicht nur seine Lehre verteidigte und zum Teil fortbildete, sich ihm vielmehr auch menschlich aufs innigste anschloß: es ist möglich, daß er ihn an Sohnes Statt annahm, und Platon erwähnt das (wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, wohl durchaus unglaubwürdige) Gerücht, es habe zwischen beiden ein päderastisches Verhältnis bestanden.[6]

Das Lehrgedicht des Parmenides zerfiel in drei ungleiche Teile: die Einleitung, die „Wahrheit" und den „Wahn". Die beiden ersteren sind uns so gut wie vollständig erhalten;[7] auch aus dem dritten kennen wir nicht ganz wenige Verse und auch der Inhalt der verlorenen Abschnitte ist uns durch Auszüge zum Teil bekannt. In der Einleitung schildert Parmenides seine wunderbare Fahrt auf dem Sonnenwagen in die Himmelsburg,[8] allwo ihm Hemera, die Göttin des Tages,[9] die beiden Ansichten offenbart, die mit-

6) Vorsokr. 18 A 5; vgl. o. Anm. 3. Festzuhalten ist, daß wir nur die Wahl haben, den Parmenides zum Adoptivsohn eines ältern Parmenides oder aber zum Adoptivvater Zenons zu machen, daß aber diese beiden Annahmen nicht zusammen bestehen können.

7) W. Kranz, Über Aufbau und Bedeutung des parmenideischen Gedichts, Berliner Sitzungsberichte 1916, 1175; dazu H. Gomperz, Hermes LVIII, 28[1].

8) Das Tor dieser Burg (I, 25) öffnet und schließt die Dike (I, 14), eine der drei Horen (Hesiod, Theog. 902); von den Horen wird aber das Himmelstor gehütet (Il. V 749) und daß Parmenides wirklich dieses selbe Tor im Sinn hat, lehrt der Vergleich seiner Worte (*τῆι ῥα δι'αὐτέων/ἰθὺς ἔχον κοῦραι κατ'ἀμαξιτὸν ἅρμα καὶ ἵππους*, I, 20 f.) mit denen Homers (*τῆι ῥα δι'αὐτάων κεντρηνεκέας ἔχον ἵππους*, Il. V 752). Die Himmelsburg, zu der die Sonnentöchter den Wagen fahren, ist entgegengesetzt dem Palaste der Nacht, von dem diese Fahrt ihren Ausgang nahm (I, 9): der Weg von diesem zu jener ist der Weg des Tages, der Weg von jener zu diesem ist der Weg der Nacht, beide Wege laufen durch das Einfahrtstor der Himmelsburg (I, 11 — ebenso natürlich auch durch das des nächtlichen Palastes).

9) Die Burg der Göttin ist das Ziel der Fahrt (I, 25), die von dem Palast der Nacht ihren Ausgang nahm (I, 9); Nyx, der Göttin der Nacht, entspricht aber als ihr Gegensatz Hemera, die Göttin des Tages (Hesiod, Theog. 124 und 748). Nur wohnen beide nicht, wie an dieser letzteren Stelle, in einem Hause, in dem sie sich dann freilich nur abwechselnd aufhalten könnten (das Tor dieses Hauses hat denn auch Theog. 750 eine eherne Schwelle, die des Himmelstores dagegen ist von Stein, Parm. I, 12), sondern in einander entgegenliegenden Burgen, die sie nicht selbst verlassen, zwischen denen vielmehr der Sonnenwagen hin- und herfährt. Und so gehört es sich auch, da ja Parmenides (VIII, 58) ausdrücklich sagt, daß die Nacht dem himmlischen Feuer gerade entgegenliegt. Zu der Annahme aber, die Göttin, die Parmenides belehrt, könnte dieselbe sein, die (XII, 3) die Welt lenkt, besteht um so weniger Anlaß, als es ja eben jene ist, die von dieser in der dritten Person zum Dichter spricht.

einander im Streite liegen: die „Wahrheit“, der zufolge es nur eines gibt, das „Seiende“, das, ungeworden, unveränderlich und unvergänglich, als gleichartige, unbewegliche, kugelförmige Masse den Himmel ausfüllt und den „Wahn“, der die Menschen dazu verführt hat, zweierlei zu unterscheiden, Licht und Dunkel: diese dachten sie auf eine obere und eine untere Region verteilt und aus ihrer Vermischung ist dann für diesen Wahn jene entstandene, veränderliche und vergängliche Welt hervorgegangen,[10] die wir mit unseren Augen und Ohren wahrzunehmen, mit unseren Worten zu benennen vermeinen.

Ich lasse nun zunächst Einleitung und „Wahrheit“ in deutscher Übersetzung folgen, und füge ihr nur jene Anmerkungen bei, die mir, sei es zum Verständnis des Gedichts, sei es zur Rechtfertigung meiner Übersetzung, unerläßlich scheinen:[11]

I. Einleitung

Bruchst. I, 1: Rosse, die ihr mich fahrt, soweit mich mein Sehnen hinaustreibt,
Diesmal jagtet ihr hin auf der heiligen Straße der Gottheit,
Welche den kundigen Mann in sämtliche Teile der Welt trägt.[12]
Und so fuhr ich dahin: ihr, hochverständige Rosse,
5: Jagtet dem Wagen voran und die Mädchen wiesen den Weg uns.[13]

---

10) Karl Reinhardt, Parmenides und die Geschichte der griechischen Philosophie, Bonn 1916, hat schön gezeigt, daß Parmenides zwischen einer bloß imaginären Weltbildung für den menschlichen Wahn und einer wirklichen Weltbildung durch eben diesen Wahn nicht folgerecht unterscheidet. Hätte man ihm freilich die Frage, so scharf zugespitzt, vorgelegt, er hätte nicht gezögert, sie im Sinne der ersteren Auslegung zu entscheiden.

11) Die Übersetzung sucht auch den außerordentlich holprigen und prosaischen Charakter der griechischen Verse wiederzugeben, der natürlich in der „Wahrheit“ am meisten auffällt. — Meine Vorschläge zur Verbesserung des Textes sind, freilich ohne Begründung, auf Grund brieflicher Mitteilung größtenteils verzeichnet von Diels, Vorsokratiker, 4. Auflage. „Nachträge zum I. Bande“, 1922.

12) „Welche“ kann auch im Griechischen sowohl auf „Straße“ wie auf „Gottheit“ bezogen werden; ersteres gewiß das Richtige. „Straße der Gottheit“, weil sie den Dichter der Göttin zuführt, die ihn belehrt. An dem durch Vorsokr. 66 B 21, 3 (wo es sich ebenfalls auf die Sonnenbahn bezieht) gesicherten πάντ'ἄστη ist trotz Nestle bei Zeller, Ph. d. Gr. I 1⁶, 727², nicht zu rütteln.

13) Die Sonnentöchter fahren auf dem Sonnenwagen als seine Lenkerinnen mit.

Aber ein pfeifender Ton erklang von der Achse, die in den
Naben, vom Kreisen der Räder herumgewirbelt, sich heiß lief;
Denn es beeilten die Fahrt ins Licht die Töchter der Sonne.
Weit schon lag hinter ihnen die Burg der Nacht und vom Haupte
10: Schlugen sie nun mit der Hand zurück die schützenden Schleier.
Dort ist das Tor, das den Weg des Tages sowie auch der Nacht sperrt:[14]
Unten die Schwelle von Stein, von oben umrahmt es der Türsturz;
Hochauf ragt es, erfüllt von gewaltigen Flügeln: den Schlüssel,
Der sie versperrt und erschließt, verwahrt die Göttin des Rechtes.[15]
15: Dieser nun sprachen die Mädchen zu mit schmeichelnden Worten
Und beredeten sie, den verpflöckten Riegel der Pforte
Eilends ihnen zur Seite zu stoßen.[16] Da flogen die Flügel
Klaffend auf: nacheinander drehten sich in den Pfannen
Zapfen und Dornen der beiden mit Erz beschlagenen Pfosten
20: Und durchs geöffnete Tor, da lenkten die Mädchen, der Fahrspur
Folgend, gerad' aufs Ziel den Wagen, den rossebespannten.
Huldreich nahm die Göttin mich auf, ergriff meine Rechte
Mit ihrer Hand und sprach, zu mir gewendet, die Worte:
Sei uns, Junker, gegrüßt! Unsterbliche[17] lenkten die Rosse,
25: Die dich im Flug hieher, zu unserer Wohnung, getragen.
Denn nicht regt' eine Unheilsmacht dir auf das Verlangen,
Diese Straße zu zieh'n, weitab den Pfaden der Menschen,
Sondern der Pflicht und des Rechtes Göttin; erfahre drum alles:
Erst das nie erzitternde Herz der gerundeten Wahrheit,
30: Dann auch der Sterblichen schwankenden Wahn, dem wahre Gewähr fehlt!
Gleichwohl fass' auch diesen und daß wahrscheinlicher Anschein
Einst notwendig das All in all seinen Teilen erfüllt hat![18]

---

14) Das Tor der Himmelsburg, die die Tagesgöttin bewohnt; vgl. o. Anm. 8 und 9.

15) Sie wacht darüber, daß der Sonnenwagen die Fahrzeiten einhält, bei denen die Länge von Tag und Nacht jeweils im richtigen, vorherbestimmten Verhältnis steht und verhindert so, daß Tag und Nacht voneinander benachteiligt werden könnten; vgl. Vorsokr. 12 B 94.

16) Sie tut damit kein Unrecht, da diesmal nicht die Sonne selbst den Sonnenwagen fährt, dessen Einfahrt daher an dem Verhältnis der Tages- und der Nachtlänge nichts ändert.

17) Die Sonnentöchter.

18) Meine Auffassung der vielumstrittenen Verse Vorsokr., Nachtr. XXVIII, 11. *ὡς χρῆν* daß, nicht wie es notwendig wurde, da *ὡς* bei Parmenides durchwegs jene Bedeutung hat. *τὰ δοκίμως δοκοῦντα* Wortspiel ganz ähnlich wie Vorsokr. 12 B 28, wo ich lese: *δοκεόντων γὰρ δ δοκιμώτατον γινώσκει* . . .

II. Wahrheit

Br. IV, 1: Und nun verkünd' ich dir's, du aber bewahre die Rede,
Welches die beiden einzigen Straßen erkennender Forschung
Sind: die Straße des Seins, (der Erkenntnis): „Unmöglich ist Nichtsein",[19]
Ist der Belehrung Straße und alsbald folgt ihr die Wahrheit.[20]
5: Aber des Nichtseins Straße, des Wahns: „Notwendig ist Nichtsein",
Das ist, so lehr' ich, ein Pfad, der gänzlich dem Wissen entrückt ist.
Denn was nicht ist, das erkennst du auch nicht (wie wäre das möglich?)
Und du nennst es auch nicht.

Br. V: Denn nur das, was ist, kann man kennen.[21]

Br. VI, 1: Dies nur erkenn' und sag': Das Seiende ist, denn es kann sein.[22]
Nichts aber kann nicht(sein):[23] daß du fest dir im Geiste dies einprägst!
Und drum hüte zuerst dich vor dieser Straße des Irrtums!
Dann aber auch vor jener, auf der unwissende Menschen
5: Schwanken, mit Doppelgesichtern, denn ratlos lenket im Herzen
Ihnen den Schritt die schwanke Vernunft: so fahren dahin sie
Blind und taub und dumm (wie junge Kälber),[24] verworr'ne

---

19) IV, 1 bis VIII, 2 bilden den ersten Teil der „Wahrheit" und enthalten den Beweis, daß das Seiende ist. IV, 2: *ὁδοὶ διζήσιος, νοῆσαι* ist das letzte Wort frei angehängt: Straßen der Forschung, die man erkennend betritt. IV, 3 *ὡς ἔστιν* emphatisch, fast wie ein Impersonale „es istet", es gibt etwas, gibt ein Sein.

20) Das überlieferte *'Αληθείη* besser als *'Αληθείηι*, denn auch Il. XVII 251, Od. VIII 237 und Hesiod, W. u. T. 141 f. folgt das höhere Wesen dem geringeren: die Wahrheit folgt der Belehrung nicht wie ihre Dienerin, sondern erscheint unmittelbar nach ihr, folgt ihr auf dem Fuße, ist von ihr untrennbar.

21) *τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἔστιν τε καὶ εἶναι.* Gewöhnlich erklärt man: Erkennen = Sein. Allein das wäre keine Begründung des Satzes, daß, was nicht ist, weder erkannt noch genannt werden kann. Sachlich ist daher nur die Erklärung von Zeller (Ph. d. Gr. I 2⁶, 687⁰) und Burnet (Greek Philosophy I, 67¹) annehmbar, sprachlich aber verstehe ich nicht: *idem cogitari potest et esse (potest)*, vielmehr (indem mit leichter Inkonzinnität *αὐτό* zwar Objekt von *νοεῖν*, aber Subjekt von *εἶναι* ist): *idem enim cogitare licet et esse.*

22) Ich teile ab: *χρὴ τὸ λέγειν τε νοεῖν τ' · ἐὸν ἔμμεναι · ἔστι γὰρ εἶναι* (*τὸ ἐόν*).

23) *μηδὲν δ'οὐκ ἔστιν* (nämlich *εἶναι*).

24) Durch *ἠύτε νεβροί* erläutere ich *τεθηπότες* nach Il. IV 243. Die Verse sind durch mannigfaltige Beziehungen, zum Teil bloße Wortspiele, mit Stellen Homers, besonders mit seinen Schilderungen von Fliegen- und Bienenschwärmen, verbunden (vgl. Il. XIX 30; II 469; II 87; II 868; II 246; II 796; Od. VIII 505; auch Timon Frg. 9 Diels). Parmenides legt also besonderen Wert darauf, die hier abgelehnte Irrlehre als Massenerscheinung zu kennzeichnen.

Haufen, denen was ist und was nicht ist als Eins und doch wieder
Nicht-Eins gilt und denen beständig ihr Weg sich zurückbiegt![25]

Br. VII, 1: Denn das setzt kein Mensch je durch, daß das, was nicht ist, sei!

Br. I, 33: Drum wend' ab die Erkenntnis von dieser Straße der Forschung,[26]
Daß nicht Gewohnheit, die vielgewandte, dich zwinge, auf diese

35: Straße das Auge, das blinde, zu lenken,[27] die dröhnenden Ohren

---

25) Obwohl nach IV, 2 dem Forscher nur zwei Wege offen stehen, ein Wahrweg und ein Abweg, ist nun VI, 4 bis 9 plötzlich von einem dritten Weg, einem zweiten Abweg, die Rede. Während nämlich nach Parmenides jener erste Abweg zwar in die Irre führt, indes doch immerhin ein Weg ist, der folgerecht bis zu einem gewissen Punkte verfolgt werden kann, ist dieser zweite Abweg überhaupt kein Weg, denn er „biegt sich beständig zurück", wer ihn zu gehen versucht, widerspricht sich in einemfort selbst. Sein nämlich ist nach Parmenides (VIII, 11) nur denkbar als „völliges", d. h. unentstandenes und unvergängliches Sein. Indem nun die Menschen zwar von Seiendem reden, diesem Seienden aber Entstehen und Vergehen beilegen, machen sie das Seiende zu einem Nichtseienden, verwischen jeden Unterschied zwischen Sein und Nichtsein, setzen Sein und Nichtsein einander gleich. Dabei aber reden sie doch wieder davon, daß eines ist, ein anderes nicht ist, so also, als wäre zwischen Sein und Nichtsein doch wieder ein Unterschied. In diesem Sinne also gilt ihnen „was ist und was nicht ist als Eins und doch wieder Nicht-Eins". Solche Menschen heißen mit Recht blind und taub, weil sie sich (I, 34 f.) von der Gewohnheit dazu verführen lassen, das Zeugnis ihres Auges und Gehörs auf solch angeblich Seiendes und doch in Wahrheit Nichtseiendes zu beziehen, es sind *ἄκριτα φῦλα*, weil sie es nicht verstehen, *κρῖναι λόγωι* (I, 36). Diese in verworr'nen Haufen einherschwankenden, von der Gewohnheit beherrschten, den Begriff „Sein" wohl verwendenden, aber an ihn keine Ansprüche logischer Folgerichtigkeit stellenden Menschen nun sind natürlich die Durchschnittsmenschen: während dem Forscher nur zwei Wege offen stehen: bedingungslose Anerkennung „völligen", d. i. ewigen Seins und bedingungslose Leugnung alles Seins, versucht die große Masse einen dritten Weg zu gehen, nämlich ein Sein anzuerkennen, das aber nicht „völliges", ewiges und daher in Wahrheit gar kein Sein ist; eben darum aber ist dieser Weg auf die Dauer ungangbar, er biegt in sich selbst zurück und alle, die ihn zu gehen versuchen, sind zuletzt „verworrene Haufen", die hin- und herschwanken, gelenkt von ihrer „schwanken Vernunft". Der unglückliche Einfall von Jacob Bernays, Parmenides streite VI, 4 ff. gegen Heraklit oder Herakliteer, an dem auch heute noch verdiente Forscher hartnäckig festhalten, obzwar ihn Zeller längst widerlegt hat (Ph. d. Gr. I 2^6, 926), sollte endlich aus der Wissenschaft verschwinden: weniges in der Geschichte der älteren griechischen Philosophie ist so gewiß, als daß es um 490 keine „Haufen" von Herakliteern gab!

26) Nämlich von der VI, 4 genannten. Das würde aus der Entsprechung von VI, 7 und I, 35 f. sogar dann folgen, wenn man die von Kranz ermittelte Folge der Bruchstücke ablehnen wollte.

27) *ὁδὸν κατὰ τήνδε βιάσθω, νωμᾶν*, „auf diesen Weg, nur deinen Blick ... walten zu lassen" Diels. Aber es ist dieselbe Straße wie die I, 33 mit *τῆσδ'ἀφ'ὁδοῦ* bezeichnete. Ihre Eigenart braucht also nicht erst angegeben zu werden. Daher tilgte ich (unter brieflicher Zustimmung von Diels, vgl. Nachträge XXVIII, 28) den Beistrich: *βιάσθω νωμᾶν = μηδέ σε . . . βιάσθω νωμᾶν κατὰ τήνδε τὴν ὁδόν*. Parmenides verwirft das Zeugnis der Sinne nicht als solches; es darf nur nicht im Sinne der VI, 4 ff. besprochenen Auffassung gedeutet werden.

Und das klingende Wort.[28] Nach Gründen entscheide den Wettstreit![29]

Denn dann siegt der Beweis, den ich dich gelehrt und es bleibt nur
Br. VIII, 2: Ein Weg übrig: die Straße des Seins;[30] voll ist sie von Zeichen
Dafür, daß, was ist, nicht werden und nicht vergeh'n kann:
Einzig, fest, der Erschütt'rung unfähig wie der Vollendung,
5: Weder gewesen noch künftig, ist's jetzt beisammen, ein Ganzes,
Welches zusammenhängt.[31] Denn woher sollt' es entspringen?

---

28) Ich beziehe *γλῶσσαν* auf die Zunge als Sprachwerkzeug: im Banne jener verkehrten Auffassung läßt sich der Mensch auch zu verkehrten Benennungen verführen und diese sind es eigentlich, die seinen Wahn verkörpern, ja nach Parmenides ihn eigentlich erzeugen (VIII, 38; VIII, 53; IX, 1). Doch scheint Empedokles in seiner Nachbildung unserer Verse (Vorsokr. 21 B 4, 11) die Zunge als Geschmackswerkzeug verstanden zu haben.

29) *λόγωι*, wie ich in einem für die „Wiener Studien" bestimmten Aufsatze zu Vorsokr. 12 B 1 zeige, in alter Sprache nie „Vernunft". An unserer Stelle steht es im Gegensatz, nicht zu *ὄμμα, ἀκουήν, γλῶσσαν,* sondern zu *ἔθος:* du sollst dich nicht von der Gewohnheit vergewaltigen lassen, vielmehr den Streit nach Gründen, der Sache nach, entscheiden (vgl. bes. Vorsokr. 20 B 8/1; 21 B 35, 2; 55 B 7; Herodot I 132/133; II 33; III 45; IV 127; VI 124).

30) Hiemit ist die Erörterung zu ihrem Ausgangspunkte IV, 3 zurückgekehrt: nur die Straße des Seins steht zuletzt dem Forscher offen; es ist also bewiesen, daß das Seiende ist — erste Hälfte der „Wahrheit"!

31) VIII, 2 bis 49 folgt nun die zweite Hälfte der „Wahrheit", in welcher dargelegt wird, wie das Seiende beschaffen ist oder, wie Parmenides dies ausdrückt, welche Merkzeichen an der Straße des Seins stehen (daß *σῆμα* wirklich Merk-Mal im eigentlichen Sinne bedeutet, erhellt aus der neuerlichen Verwendung desselben Wortes VIII, 55). Die Merk-Male des Seienden sind aber hier zugleich Merk-Zeichen, d. h. Beweise, seiner Ungewordenheit und Unvergänglichkeit, denn um dies Haupt-Merkmal des Seienden, das es eben zum „völlig" Seienden stempelt, ist es dem Dichter zuletzt zu tun. Daher ordnet denn auch Parmenides die fünf Merkmale, die er dem Seienden außer diesem Hauptmerkmal beilegt, diesem entschieden unter: die Beweise dafür, daß sie dem Seienden wirklich zukommen, sind teils in den Beweis des Hauptmerkmals eingeschoben, teils folgen sie diesem als seine Ergänzungen nach. Die Gliederung der Beweise ist es auch, die uns berechtigt, neben dem Hauptmerkmal der Ewigkeit gerade fünf weitere, im ganzen demnach sechs Merkmale zu unterscheiden; doch ist es vielleicht kein Zufall, daß VIII, 57 und 59 den beiden Ur-Erscheinungen der Wahn-Welt ebenfalls je drei, zusammen also gleichfalls sechs Merkmale zugezählt werden. Die sechs Merkmale des Seienden sind:

I. Hauptmerkmal: es ist nicht geworden und wird nicht vergehen. In *ὡς ἀγένητον ἐὸν καὶ ἀνώλεθρόν ἐστι* ist *ἐόν* Subjekt und bezeichnet das Seiende wie VI, 1; VIII, 25; VIII, 46 bis 47. Der eigentliche Beweis hiefür reicht von VIII, 6 bis 21.

II. Merkmal: es ist einzig. Denn sollte es ein zweites Seiendes geben, so müßte es entweder aus dem Seienden oder es müßte dieses aus ihm hervorgegangen sein. Daher fällt der Beweis für die Undenkbarkeit einer solchen Annahme mit dem für die Ewigkeit des Seienden zusammen und wird VIII 12 f. in diesen eingeschoben.

III. Merkmal: es ist nicht „gewesen", so daß es jetzt nicht mehr wäre, auch nicht „künftig", so daß es jetzt noch nicht wäre. Denn in jenem Fall müßte das Sei-

Wie erwüchs' es? Woraus? Aus dem, was nicht ist?[32] Das darfst du
Weder sagen noch glauben: unsagbar, unglaublich ist Nichtsein!
Und was hätte für Not das Sein erregt, daß es aus dem
10: Nichts erst spät und nicht schon früher zu wachsen begonnen?
Und so gibt's notwendig ein völliges Sein oder gar kein's![33]
Doch auch daß irgend aus dem, was schon ist, ein anderes werde,
Wird durch die Kraft des Beweises verwehrt:[34] zum Vergehen, zum Werden
Läßt es die Göttin des Rechts nicht zu: in ewigen Banden

---

ende vergehen, in diesem werden können. Daher auch dieser Beweis VIII, 19 f. in den für die Ewigkeit des Seienden eingeschoben.

IV. Merkmal: es ist fest, dicht, ganz von Sein erfüllt, lückenlos zusammenhängend, massiv. Diese Bedeutung von οὖλος ergibt sich aus Homer (Il. XVI 224; XXIV 646; Od. IV 299; VII 338; X 451; XVII 89; XIX 295) und ist auch für Vorsokr. 12 B 10 als Hauptbedeutung vorauszusetzen (vgl. auch Plutarch *de garr.* 17, 510[e]; *de primo frig.* 21, 955.[b]). Beweis: VIII, 22 bis 25 als Ergänzung des Beweises für das Hauptmerkmal; denn wäre das Seiende nicht massiv, sondern teilbar, so könnte es auch zugrundegehen.

V. Merkmal: es ist unerschütterlich, unbeweglich. Beweis: VIII, 26 bis 41, gleichfalls als Ergänzung des Beweises für das Hauptmerkmal; denn die Unvergänglichkeit des Seienden beruht darauf, daß es von seiner kugelförmigen Grenzfläche zusammengehalten, ja bis zur Unbeweglichkeit zusammengeschnürt wird; könnte es diese Grenzfläche durchbrechen, so würde es zerstäuben; könnte es sich innerhalb ihrer bewegen, so müßten dort leere Stellen sein, es würde also dann diese Grenzfläche nicht mehr lückenlos ausfüllen,

VI. Merkmal: es ist der Vollendung unfähig, weil nicht bedürftig (ἀτέλεστον = *non perfectibile*, so richtig Patin, Parmenides im Kampfe gegen Heraklit = Jahrbücher für klassische Philologie, Suppl. XXV, 1899, S. 539; vgl. VIII, 32 bis 33). Beweis vorläufig VIII, 32 f., endgültig VIII, 42 bis 45; II; VIII, 46 bis 49, wiederum als Ergänzung des Beweises für das Hauptmerkmal; denn der Vollendung fähig und bedürftig wäre das Seiende eben nur dann, wenn es nicht überall bis zur kugelförmigen Grenzfläche reichte, dann aber wäre es auch kein massives, unbewegliches und darum unvergängliches Ganzes.

Mit den Worten „ein Ganzes, welches zusammenhängt" (*πᾶν, ἕν, συνεχές*) wird dem Seienden kein neues Merkmal beigelegt, vielmehr fassen sie nur wiederholend zusammen, was schon mit „Einzig, Fest, Unvollendbar" (*μουνογενές, οὖλον, ἀτέλεστον*) behauptet worden war.

32) Es ist am überlieferten Wortlaut nichts zu ändern und auch keine Lücke anzunehmen. Parmenides stellt in seinen Beweisen durchwegs den Fall des Nichtseins voran und so nun auch hier den der Entstehung aus dem Nichtsein. Und so wie er, hatte es auch schon sein Vorgänger Xenophanes gehalten (Vorsokr. 11 A 28, 8 bis 9).

33) „Völliges" oder absolutes, d. i. anfangs- und endloses Sein. Der Beweis ist aber damit noch nicht zu Ende, er schließt vorläufig nur mit dem Dilemma ab: entweder absolutes Sein oder absolutes Nichtsein!

34) *οὐδέ ποτ'ἔκ πηι ἐόντος ἐφήσει πίστιος ἰσχύς/γίγνεσθαί τι παρ'αὐτό* (*πηι* statt *μή* nach Simplicius, Phys. 78, 27 Diels, doch nicht mit *ἐόντος*, sondern mit *γίγνεσθαι* zu verbinden wie VIII, 7 mit *αὐξηθέν; ποτέ* dagegen gehört zu *ἐφήσει* wie VII *μήποτε*

15: Hält sie das Sein.[35] Der Urteilsspruch wird also begründet:
Sein oder Nichtsein?[36] Und schon erfloß der Spruch: notwendig
Lautet er: lass' die eine Straße, unfaßbar, unsagbar
Ist sie und trügt, doch die andere leitet zum Sein und zur Wahrheit!
Und wie wäre, was ist, zukünftig, wie wär' es vergangen?
20: War es einmal oder wird's erst sein, so ist es ja jetzt nicht![37]
So ist Werden verlöscht und Vergang, den keiner ergründet!
Seiendes teilt sich auch nicht:[38] 's ist ein gleichartiges Ganzes,
Dem nicht hier ein Mehr von Sein, dort ein schwächeres, stetig
Sich zu erstrecken verwehrt: nein, ganz erfüllt es das Sein,[39] drum

---

zu *δαμῆι*) = *οὐδὲ ἐφήσει ποτὲ ἡ ἀπόδειξις, γίγνεσθαί πηι ἐξ ὄντος μηδὲν παρ'αὐτὸ τὸ ὄν.* Das leichte Anakoluth *οὔτε* VIII, 7 — *οὐδέ* VIII, 12 ist ganz unbedenklich: weder kann das Seiende aus dem Nichtseienden entstanden sein, denn . . . Aber auch aus einem Seienden kann nichts anderes werden. Dies letztere schließt sowohl die Entstehung des Seienden aus einem frühern Seienden aus als auch die Umwandlung des Seienden in ein späteres Seiendes, somit seinen Untergang; daher nun ganz folgerecht nicht mehr bloß vom Entstehen, sondern auch vom Vergehen die Rede ist.

35) Dadurch, daß das Seiende in seine Grenzfläche unbeweglich eingeschnürt ist, ist sowohl (sein) Vergehen wie (das) Werden (eines anderen) ausgeschlossen. Diese Einschnürung wird hier der Göttin des Rechtes zugeschrieben, weil sie dem Wesen des Seienden und damit der Weltordnung gemäß ist; VIII, 30 und 37 wird dieselbe Tätigkeit aus ebenso einleuchtenden Gründen den Göttinnen des Zwanges und des Schicksals beigelegt.

36) Damit wird das VIII, 11 gewonnene Dilemma wieder aufgenommen und der Entscheidung zugeführt. Unter „Sein" ist hier „völliges", absolutes Sein zu verstehen.

37) Soweit sich beide Verse auf die Zukunft beziehen, sind sie ganz klar. Da aber nach VIII, 5 in Beziehung auf die Vergangenheit ein entsprechender Gedanke vorauszusetzen ist, möchte ich annehmen, *γένοιτο* beziehungsweise *ἐγένετο* bedeute hier etwa „etwas sein, wovon man sagt: es war einmal", „etwas sein, was einmal war, aber nicht mehr ist".

38) Nicht nur, daß das Seiende nicht vernichtet werden kann, es kann auch nicht in mehrere Stücke zerfallen, ja es sind an ihm gar nicht verschiedene Stücke zu unterscheiden, in die es zerfallen könnte, denn es ist durchaus gleichartig: Beweis der Massivität des Seienden.

39) Das Seiende ist ganz von Seiendem erfüllt — nur scheinbar unlogisch! Gemeint ist: der vom Seienden erfüllte Raum ist von ihm ganz erfüllt. — Im Fortgange des Gedichts wird es immer deutlicher, daß das Seiende des Parmenides Stoff, Materie ist: der Begriff eines „Stoffes im allgemeinen", der nicht Wasser, Feuer oder dergleichen wäre, scheint in der Tat seine Schöpfung zu sein und so konnte auch erst er die Unvergänglichkeit des Stoffes als allgemeinen Satz aussprechen. Daß der Stoff nicht nur unvergänglich, sondern auch unveränderlich sei, scheint er nicht nur als erster deutlich ausgesprochen, sondern auch als erster erkannt zu haben. Aus dieser Erkenntnis entwickelte dann wenige Jahrzehnte später Leukipp die Lehre von den Atomen. Was für eine Art von Stoff sich Parmenides unter dem „Seienden" vorgestellt haben mag und ob er ihm auch Erkenntnis (Bewußtsein) zuschrieb, wissen wir nicht. Vielleicht spricht eher einiges dafür, daß er es sich als eine durchsichtige, etwa glasartige, lichterfüllte, auch der Erkenntnis teilhafte Masse dachte. Sein An-

25: Hängt's auch ganz zusammen, denn **ein** Sein stößt an das and're.[40]
Aller Bewegung bar, umhegt von mächtigen Banden,
Endlos, anfangslos (ist Sein);[41] Vergehen und Werden
Sind in die Ferne geweht: die Wahrheit hat sie vertrieben!
Und so beharrt dies selbige (Sein) für sich an demselben
30: Ort und harrt dort standhaft aus: des Zwanges Gewalt schlägt's
In der Begrenzung Bande, die nun ringsum es umhegen.
Darum darf, was **ist**, nicht der Vollendung entbehren.
Denn ihm fehlt ja nichts. Wär's **nicht**, dann fehlte ihm alles![42]

hänger Melissos mindestens legte dem Seienden Bewußtsein bei und sprach ihm, obzwar es den Weltraum lückenlos erfüllen sollte, doch Körperlichkeit im gewöhnlichen Sinne ab (Vorsokr. 20 B 7; B 9).

40) Hier scheint mit einem Male von mehr als **einem** Seienden die Rede zu sein. Doch soll man darin nicht einen Selbstwiderspruch des Dichters finden wollen. Da er dem Seienden räumliche Erstreckung zuschrieb, so mußte er ja annehmen, daß jedes Raumstück von einem besonderen Stücke des Seienden erfüllt sei — nur daß eben diese einzelnen Stücke stetig aneinanderliegen und einander ununterscheidbar gleich sein sollten. Diese Stücke des Seienden nun sind es, die Parmenides bei den Worten im Auge hat: „**ein** Sein stößt an das andre".

41) VIII, 26 beginnt der Beweis für die „Unerschütterlichkeit" des Seienden, der darauf gestützt wird, daß die Grenzfläche des Seienden von ihm erfüllt ist wie ein praller Beutel, in dem sich nichts bewegen kann. Dabei wird aber VIII, 27 f. sofort die Bedeutung dieses Merkmals für das Hauptmerkmal hervorgehoben: da das Seiende in seine Grenzen unbeweglich eingezwängt ist, gibt es in ihm auch keine Veränderung, kein Werden und Vergehen, keinen Anfang und kein Ende!

42) VIII, 32 geht Parmenides vorübergehend von der Unbeweglichkeit auf die „Unvollendbarkeit" des Seienden über, d. h. auf seine Eigenschaft, der Vollendung, Vervollständigung, Ergänzung nicht zu bedürfen. Dabei handelt sich's ihm aber nicht darum, wie man ihn meist versteht, zu zeigen, daß das Seiende allseits begrenzt und abgeschlossen und nicht etwa unbegrenzt und unendlich sei. Das Vorhandensein einer das Seiende einschließenden, ja zusammenpressenden Grenzfläche gilt ihm vielmehr als durchaus selbstverständlich. Was ihm am Herzen liegt, ist, zu betonen, daß das Seiende diese Grenzfläche nicht etwa **unvollständig erfüllt**, daß zwischen jenem und dieser nicht etwa irgend welche leere Zwischenräume bleiben — in welchem Falle sich das Seiende ja freilich innerhalb der Grenze bewegen könnte wie etwa der Wein in einem nur halb vollen Faß. Nachdem er also gezeigt hat, daß die Bande der Begrenzung das Seiende rings umhegen, fährt er fort: **Darum** würde es auch gegen die Weltordnung verstoßen, wenn das Seiende unvollständig wäre (*οὕνεκεν οὐκ ἀτελεύτητον τὸ ἐὸν θέμις εἶναι*). **Denn** es bedarf ja nicht (irgend einer Ergänzung: *ἐστὶ γὰρ οὐκ ἐπιδεῖς* — so nämlich wäre das bei Simplicius an zwei Stellen überlieferte *ἐπιδεές* zu sprechen, wie ja auch I, 33 *εἶργε* neben VIII, 31 *ἐέργει*, VIII, 46 *ἱκνεῖσθαι* und gerade VIII, 33 *ἐδεῖτο* steht; doch auch das bei Simplicius an zwei anderen Stellen überlieferte *ἐπιδευές* läßt sich nach dem Vorgang von Karsten und Patin, Parmenides im Kampfe gegen Heraklit, S. 568 „dreisilbig mit Synizese" lesen). Dem Nichtseienden freilich würde alles fehlen (*μὴ ἐὸν δ'ἂν παντὸς ἐδεῖτο*. Obwohl schon Simplicius dies *μή* las, haben es doch Bergk, Zeller, Diels, Reinhardt gestrichen. Die Worte sollen dann bedeuten: Wäre es dies, nämlich einer Ergänzung bedürftig

Eins ist Erkennen und die Erkenntnis, es sei (das Erkannte).[43]
35: Denn nicht ohn' ein Sein, in dem die Erkenntnis sich ausspricht,
Wirst du sie jemals finden.[44] Nicht gibt's ja, jetzt oder künftig,
Andres als nur, was ist: dies ruht, von der Parze gefesselt,
Fest und bewegungslos. Drum sind's nur tönende Worte,[45]
Die, im Vertrauen, es sei die Wahrheit, Sterbliche brauchen
40: Wie „Entstehen und Vergehen", wie ferner „Das Sein und das Nichtsein",[46]
Wie „Die Veränd'rung des Orts" und „Der Wechsel der leuchtenden Farbe".[47]

---

oder unvollständig, dann würde ihm alles fehlen. Allein 1. kommt *ἐόν* bei Parmenides nur als Name des Seienden vor; 2. bliebe unverständlich, warum dem Seienden deswegen, weil ihm irgend etwas fehlt, gleich alles fehlen müßte; 3. und vor allem hebt diese Änderung den sogleich darzulegenden Zusammenhang von VIII, 33 und VIII, 34 vollkommen auf), denn es würde ja gar keinen Raum einnehmen, somit den gesamten Raum innerhalb der Grenzen völlig leer lassen. Aber das Nichtseiende — so muß man hier Parmenides' Gedankengang ergänzen — kann ja nicht sein. Und so schiebt er denn hier noch einen Beweis für die Unmöglichkeit des Nichtseins ein (VIII, 34 bis 37, 1. Hälfte), um erst dann (VIII, 37, 2. Hälfte) zu dem Ausgangspunkte dieser Abschweifung, der Unbeweglichkeit des Seienden, zurückzukehren.

43) *ταὐτὸν δ'ἔστι νοεῖν τε καὶ οὕνεκεν ἔστι νόημα.* Man versteht zunächst: Eines ja ist Erkenntnis und das, wovon sie Erkenntnis. Allein wenn sich nach VIII, 35 jede Erkenntnis in einem Sein „ausspricht", so kann sie mit ihm doch nicht wohl schlechthin zusammenfallen. Ich nehme daher mit Heidel (siehe Vorsokr. Nachtr. XXVIII, 45) an, daß *οὕνεκεν ἔστιν* von *νόημα* abhängt. Dieser Gebrauch von *οὕνεκα* auch schon Hymn. in Apoll. 376 und Vorsokr. 21 B 114, 1 (vgl. auch Od. V 215; XV 41; XVI 329; XVI 378).

44) Das, worin eine Erkenntnis sich ausspricht, ist zunächst ein Name. Aber der Name fließt dem Dichter auch sonst vielfach mit dem Benannten zusammen. Was er sagen will, ist zuletzt: Keine Erkenntnis ohne ein irgendwie benanntes Etwas, worauf sie sich bezöge.

45) Man kann auch *τῷι* als Dativ fassen und übersetzen: Nur Benennungen dieses Seienden sind in Wahrheit die Worte, die . . ., aber die abschätzige Art, in der Parmenides auch sonst von „Namen" und „Benennungen" spricht (VIII, 53; IX, 1; XIX, 3; vgl. auch Diels' „Parmenides", S. 86 f.) empfiehlt diese Auffassung nicht.

46) „Sein" ist für Parmenides natürlich nicht in demselben Sinne ein „tönendes Wort" wie „Entstehen" oder „Vergehen". Es ist also wohl der Sinn, in dem die Menschen die Worte „Sein" und „Nichtsein" gebrauchen (nämlich zur Bezeichnung von solchem, was nicht „immer ist" oder „immer nicht ist", vielmehr entsteht und vergeht) und vor allem dies, daß sie sie zu verschiedenen Zeiten auf dieselben Dinge anwenden (was früher nicht war, ist jetzt — denn es ist entstanden; was jetzt ist, wird später nicht sein, — denn es wird vergehen), was der Dichter als bloße Redensart, als „bloßen Namen" verwirft.

47) Für Parmenides steht immer das Seiende als Ganzes im Vordergrund. Vermutlich bezieht sich darum auch dies Verwerfungsurteil vor allem auf die große Weltbewegung, den Umschwung des Himmels und der Gestirne und die damit eng verknüpfte Weltverfärbung, den Wechsel von Tag und Nacht, Licht und Dunkel (ist

Aber zu äußerst ist (Sein) begrenzt; nicht fehlt ihm der Abschluß
Allseits: es gleicht der Wucht einer wohlgerundeten Kugel,[48]
Allwärts gleich, von der Mitte gemessen: es kann an dem einen
45: Ort nicht stärker sein noch schwächer als an dem andren![49]
Br. II, 1: Blick' auf das, was fern: nah zeigt's und verläßlich der Geist dir.[50]
Denn du reißest das Sein nicht los, daß vom Sein es sich scheide,[51]
Weder indem's allwärts sich zerstreut, gleichmäßig geordnet,
Noch indem es sich sammelt (an dieser Stell' und an jener).[52]

doch nach VIII, 55 ff. eben die Unterscheidung von Licht und Nacht die Grundtatsache des gesamten menschlichen Irrwahns). Allein wenigstens mittelbar sind in jenes Verwerfungsurteil gewiß auch alle Bewegungen und Verfärbungen einzelner Dinge eingeschlossen.

48) VIII, 42 bis 49 der (VIII, 32 bis 33 nur flüchtig vorweggenommene) „Beweis" für die „Unvollendbarkeit", d. i. die Vollständigkeit des Seienden: es reicht auf allen Seiten bis zur „Grenze". Diese Grenze ist natürlich der Himmel als der augenscheinliche Abschluß des vorhandenen Stoffes und an diesem Augenschein hat Parmenides niemals gezweifelt! Da nun das Seiende (der Stoff) allseits bis zu dieser (wie Parmenides eben als ganz selbstverständlich voraussetzt: kugelförmigen) Grenze reicht, so „ist es" was seine Gestalt betrifft „der Masse eines gut gerundeten Balles ähnlich" — d. h. es ist selbst eine massive (weil durch und durch von Stoff erfüllte) Kugel: die als unterschieds- und lückenlose Masse gedachte Weltkugel!

49) Da das Seiende allseits bis an die begrenzende Kugelschale reicht, sind all seine Halbmesser gleich, die zwischen Mittelpunkt und Grenzfläche gelegene Masse kann nicht auf einer Seite dicker oder dünner sein als auf einer anderen: das Seiende hat keine unregelmäßige Gestalt.

50) Mit alledem werden freilich Behauptungen über weit Entferntes, dem Augenschein Entrücktes aufgestellt, allein was für die Sinne fern und fragwürdig scheint, ist für die Erkenntnis nah und gewiß (*ἀπεόντα νόωι παρεόντα*, vgl. das Vorsokr. 12 B 34 zitierte Sprichwort: *παρεόντας ἀπεῖναι*). Dieser erste Vers des Bruchstücks II ließe sich natürlich auch anderswo einschieben; allein VIII, 46 gibt deutlich die Begründung zu II, 2 bis 4. Bei der „Erkenntnis" denkt aber Parmenides hier wohl an die anschauliche Vorstellbarkeit, denn die Annahme zweier räumlich getrennter Seiender bietet wohl keine unmittelbar logische Schwierigkeit. Dagegen kann man sich nicht zwei Dinge in einem gewissen Abstand vorstellen, ohne sich auch dazwischen etwas vorzustellen, dies etwas aber wäre eben wieder Seiendes!

51) Es gelingt dem Menschen nicht, ein Stück des Seienden abzuschneiden, so daß es mit dem andern (vgl. o. Anm. 40) nicht mehr zusammenhinge (*ἀποτμήξει* ist 2. Pers. Fut. Med., nicht 3. Fut. Act.; *τοῦ ἐόντος ἔχεσθαι* bezeichnet den Zustand, der durch das Abschneiden beseitigt würde). Das ist eben unvorstellbar (Anm. 50). VIII, 44 f. war gezeigt worden, daß das Seiende nicht einen unregelmäßigen Körper darstellt. Noch weniger — so ergibt sich nun — kann es auf mehrere Körper verteilt sein.

52) Weder so, daß kleine Stoffmassen regelmäßig (*κατὰ κόσμον*, wie Il. X 472; an „Welt" ist hier gar nicht zu denken) im Raum verteilt wären (erste Erwähnung des Atomismus im Abendland! Der Gedanke blitzt freilich nur auf, um alsbald verworfen zu werden) noch so, daß der Stoff (hier und dort zu einigen größeren Massen) zusammenträte (II, 4 mag etwa mit *ἔνθα καὶ ἔνθα* geschlossen haben: vom Zusammentreten zu einer Masse kann hier natürlich nicht die Rede gewesen sein, da es sich ja um eine der beiden möglichen Arten des „Abschneidens" handelt).

Br. VIII, 46: Denn es gibt kein Sein, das es, sich zusammenzuschließen,
Hindern könnte noch kann ein Sein hier mehr als ein andres
Sein, dort weniger:[53] jeglicher Mind'rung ist's gänzlich entzogen:
Nur ein einziges (Sein) stößt, allseits gleich, an die Grenzen![54]

III. Wahn

Von diesem Teil ist der Anfang noch erhalten, der an den Schluß der „Wahrheit“ unmittelbar anschließt:

Br. VIII, 50: Und hier end' ich dir nun die verläßliche Lehre, der Wahrheit
Sich're Erkenntnis: von nun an vernimm der Sterblichen Irrwahn,
Wie ihn dir der trügliche Bau meiner Worte verkündet![55]
Zwei Gestalten[56] beschloß der Mensch mit Namen zu nennen —[57]

53) Ich übersetze den Text, wie ihn v. Wilamowitz und Kranz (a. a. O. S. 1176) hergestellt haben, glaube aber auch VIII, 46 das als erstes Wort überlieferte *οὔτε* gegen jede Änderung schützen zu dürfen: *οὔτε γὰρ* . . . · *οὔτ' ἐὸν ἔστι, τό κεν παύοι* . . . *οὔτ' ἔστιν ὅπως εἴη κεν*, „Denn weder — (noch): weder gibt es ein Sein, das verhinderte . . . noch ist es möglich, daß ein Sein . . .“. Parmenides unterscheidet zwei Fälle: zwischen mehreren Seienden könnte nur entweder nichts liegen oder etwas anderes, mehr oder weniger Seiendes (entweder leerer Raum oder ein anderer, dichterer oder dünnerer Stoff); ein Nichts oder Nichtseiendes aber gibt es nicht (IV, 7; VI, 2), es kann also auch Seiendes nicht auseinanderhalten; somit bliebe nur der zweite Fall übrig; allein daß es nicht verschiedene Grade des Seins geben kann, wurde auch schon gezeigt (VIII, 23); folglich ist das II, 2 ff. erörterte Bedenken, das Seiende könnte sich auf mehrere Körper verteilen, widerlegt.

54) *τοιγάρ* statt *οἱ γάρ* gewiß richtig Zeller, Ph. d. Gr. I 1[6], 695[1]. *ἐν πείρασι κύρει* = *πείρασιν ἐγκυρεῖ*. Die „Unvollendbarkeit“ oder „Vollständigkeit“ des Seienden, d. h. die völlige Ausfüllung der kugelförmigen Grenzfläche (der Himmelskugel) durch das Seiende ist endgültig erwiesen und damit die Lehre vom Seienden, die Darlegung der „Wahrheit“ von Seite der Göttin überhaupt zu Ende geführt.

55) Daß es sich bei den „Irrlehren der Sterblichen“ *(δόξαι βρότειαι)* um eine fehlerhafte Gesamtanschauung, einen „Irrwahn“ handelt, geht aus dem Inhalt der folgenden Darlegungen auch für uns noch deutlich hervor. — „Trüglich“ sind natürlich nicht die Worte der Göttin selbst, diese Bezeichnung verdient vielmehr der Wahn, dessen Inhalt sie mit diesen Worten wiedergibt.

56) Gestalt oder Gebilde (*μορφή, δέμας* — VIII, 55 und 59), nicht etwa Ding, Stoff, Element! *μορφή* bezeichnet nicht nur überhaupt die äußere Erscheinung, sondern insbesondere auch die wechselnde und täuschende (Aeschyl. Frg. 304, 5 Nauck; Sophocl. Trach. 10; Eurip. Frg. 839, 14 N.), ja sogar die Truggestalt (des Traumes: Aeschyl. Prom. 449). Licht und Dunkel, aus denen sich für den menschlichen Wahn die Welt zusammensetzt, sind — so dürfen wir die Meinung des Parmenides ziemlich genau wiedergeben — „Erscheinungen“: etwas, das in Wahrheit „nicht ist“, indes den Menschen in ihrem Irrwahn zu „sein“ scheint.

57) Der Mensch, denn er ist aus *βροτείας* VIII, 51 als Subjekt zu ergänzen. Darin, daß die Menschen bloße Erscheinungen, ein in Wahrheit Nichtseiendes, benannten

Eine davon zu viel![58] Da wich er vom richtigen Weg ab!
55: Denn ein Doppelgebilde durch Gegensetzung der Zeichen
Schuf er:[59] hierhin setzt' er das himmlische Feuer der Flamme,

und damit hinstellten und setzten als ein Seiendes, bestand ihr Fehlgriff. Durch diesen Fehlgriff ist — zunächst für sie, damit aber doch auch irgendwie überhaupt (vgl. o. Anm. 10) — die Welt des Wahnes entstanden. Wo und wann aber ist dieser Fehlgriff begangen worden, wer hat denn zuletzt die zwei Gestalten benannt? Wie mir scheint, belastet diese Schuld für Parmenides vor allem Hesiod und etwa noch die andern Verfasser alter Kosmogonien. Denn für Hesiod ist der Gegensatz zwischen Hell und Dunkel, Tag und Nacht wirklich der erste, der bei der Bildung der Welt hervortrat (Theog. 123 f.) und ihm zufolge entwickeln sich jeweils die spätern Erscheinungen aus den früheren durch geschlechtliche Zeugung, ganz wie dies nach XII, 3 ff. auch in der Welt des Wahnes der Fall ist. Aber freilich war der „Wahn" des Parmenides keinesfalls ein bloßer Auszug aus Hesiods Theogonie. Deren Inhalt erschien dort vielmehr offenbar in eigenartiger Zurechtrückung, Vereinfachung und Ergänzung: es ward gezeigt, wie Hesiod, wäre in seinem Wahnsinn Methode gewesen, die Weltbildung eigentlich hätte darstellen müssen. Aus seinem Gedicht waren also gewisse Grundgedanken herausgeschält und diese galten dem Parmenides gleichzeitig als die Leitideen des volkstümlichen wie des wissenschaftlichen Weltbildes seiner Zeit. Daher denn die einzelnen Lehren des „Wahnes" anscheinend von fünferlei Art waren: I. Solches, was Hesiod wirklich gesagt hatte; II. Solches, was er nach Parmenides folgerechter Weise hätte sagen sollen; III. Solches, was zur Zeit der Abfassung des Gedichtes alle Welt glaubte und was dem Dichter als Folgerung aus Hesiods angeblichen Grundgedanken erschien; IV. Solches, was die Wissenschaft seiner Zeit ermittelt zu haben meinte und was er daher in das Weltbild des gemeinen Mannes an gehöriger Stelle glaubte eintragen zu müssen, ohne deswegen dies Weltbild für ein weniger wahnhaftes zu halten; V. endlich Solches, was Parmenides, vom Standpunkte der Wissenschaft ausgehend, selbst entdeckt hatte und womit er nun auf dieselbe Art wie mit den Entdeckungen seiner gelehrten Zeitgenossen verfuhr. Im einzelnen lassen sich diese fünferlei Bestandteile freilich nicht mehr deutlich sondern und hier mußte sogar fast auf jeden Versuch einer solchen Sonderung verzichtet werden.

58) ὧν μίαν οὐ χρεών ἐστιν, nicht ὧν ἑτέρην οὐ χρεών (Diels, Parmenides S. 93)! Also liegt der Fehler nicht (wie es vielleicht schon Aristoteles auffaßte, Vorsokr. 18 A 24) darin, daß neben einer wahrhaft seienden Grunderscheinung (dem Licht) noch eine andere, nicht wahrhaft seiende (das Dunkel) angenommen wird — er liegt vielmehr darin, daß statt einer Einheit eine Zweiheit (von der eben die eine Einheit zu viel ist, nicht angenommen werden sollte), statt des einen wahrhaft Seienden zwei nicht wahrhaft seiende Erscheinungen gesetzt werden (so richtig schon Tannery, *Pour l'histoire de la science Hellène* p. 227; Patin, Parmenides im Kampfe gegen Heraklit S. 591; Reinhardt, Parmenides S. 70). Das schließt freilich nicht aus — und insofern mag ja die Auffassung des Aristoteles begründet sein —, daß Parmenides die eine der fälschlich als seiend gesetzten Grunderscheinungen (das Licht) dem wahrhaft Seienden immerhin in mancher Hinsicht ähnlicher gedacht haben mag als die andere.

59) „Sie stellten die Gebilde einander gegenüber und sonderten ihre Merkmale voneinander": man kann nicht anschaulicher eine Begriffsbildung beschreiben — nur daß eben, nach Reinhardts schönem Nachweis, dem Parmenides die Bildung der Begriffe zugleich auch als die Erzeugung der Erscheinungen selbst galt: Licht und Nacht werden einander nicht nur im logischen Sinne „entgegengesetzt", vielmehr kommt bei dieser Entgegensetzung das Licht nach oben, die Nacht nach unten zu stehen!

Lind, gar fein und leicht, durchaus gleich,[60] aber dem andern
Ungleich, das auf der anderen Seite gerad' ihm entgegen[61]
Steht, der Nacht, der dumpfen, dem lastenden, dichten Gebilde.
60: Diese Ordnung verkünd' ich dir, ganz wie sie geschehen,[62]
Denn nicht soll jemals dich menschliches Wissen beschämen.

60) *ἤπιον τό, μέγ' ἀραιόν, ἐλαφρόν, [ἑωυτῶι] πάντοσε τωὐτόν.* Um den siebenten Fuß des Hexameters zu beseitigen, darf man weder *ἀραιόν* noch *ἐλαφρόν* opfern, da diese den Merkmalen der Nacht *πυκινὸν . . . ἐμβριθές τε* genau entsprechen (Patin, Parmenides . . . S. 595). Allein auch *ἤπιον, ἀραιόν, ἐλαφρόν . .* (Simplicius Phys. I 39, 5 Diels; Patin a. a. O.) befriedigt nicht, da es die Einschiebung des siebenten Fußes nicht verständlich macht. *ἑωυτῶι* dagegen konnte zwar wegen des in VIII, 58 folgenden *τῶι δ' ἑτέρωι μὴ τωὐτόν* leicht eingeschoben werden, allein sicherlich wollte der Dichter mit *πάντοσε τωὐτόν* etwas ganz anderes sagen als die platte Selbstverständlichkeit, Feuer sei „sich selbst gleich" (ist denn das die Nacht nicht?): da es sich hier um den Zustand der Welt handelt, wie er (dem Wahn zufolge) vor der Bildung der Gestirne bestand, so war das Himmelsfeuer noch nicht auf Sonne, Mond, Sterne verteilt, sondern erfüllte den „Äther" (VIII, 56) noch durchaus gleichmäßig. Von den beiden andern Fassungen des Simplicius aber hat das schwerer verständliche *ἤπιον τό* („— und dies ist lind . . .") schon als solches den größeren Anspruch auf Ursprünglichkeit (überdies spricht gegen *ἤπιον ὄν* auch noch 1. daß Parmenides sonst durchwegs *ἐόν* gebraucht, 2. daß er diesen Ausdruck ausschließlich zur Bezeichnung des „Seienden" verwendet, vgl. o. Anm. 42).

61) Da das Licht leicht, die Nacht schwer ist, so liegt jenes „oben", diese „unten". Werden aber dabei Oben und Unten als letzte Gegensätze gedacht, so daß das Licht die obere, die Nacht die untere Hälfte der Himmelskugel einnimmt oder werden sie vom Mittelpunkte der Himmelskugel aus beurteilt, so daß das Licht die äußeren, die Nacht die inneren Teile der Himmelskugel erfüllt? Diese Frage, von deren Beantwortung das Verständnis des im „Wahn" des Parmenides dargestellten Weltbildes durchaus abhängt, ist noch nicht entschieden und wo im folgenden die Ausdrücke „Oben" und „Unten" gebraucht werden, ist diese ihre Zweideutigkeit im Auge zu behalten. Nach dem Auszuge des Aetios (Vorsokr. 18 A 37; vgl. u. Anm. 67) zu schließen, scheint Theophrast, der das Gedicht des Parmenides noch als Ganzes las, es so verstanden zu haben, als hätte der Dichter Oben und Unten vom Weltmittelpunkt aus beurteilt.

62) *τόν σοι ἐγὼ διάκοσμον ἐοικότα πάντα φατίζω. διακοσμεῖν* sondernd ordnen = *διακρίνειν* (Il. II 474 bis 476; vgl. II 126; Od. XXII 457). Eben dies haben nun die Menschen mit den beiden Grunderscheinungen getan (*τἀντία ἐκρίναντο*, VIII, 55), deren sondernde Ordnung, d. i. Scheidung, also verkündet die Göttin dem Dichter (von einer Folge von Weltzuständen, wie Reinhardt, Parm. S. 175, meint, ist dabei dem Wortlaut nach ebensowenig die Rede wie Vorsokr. 46 B 12 oder 12 C 1/6, aber da solches Von-einander-Scheiden und Ordnen der Stoffe in den Darstellungen der Weltbildung wiederzukehren pflegte, so nahm *διάκοσμος* allmählich die Bedeutung Welt-Ordnung an — eine Bedeutungsentwicklung, die dadurch zum Abschluß gekommen sein wird, daß die kosmogonischen Schriften Leukipps und Demokrits als die Große und die Kleine „Weltordnung" bezeichnet wurden). Und die von ihr verkündete Ordnung ist „ganz gleich" (eben das bedeuten dieselben Worte auch Il. XXI 600; vgl. auch V 800 und Od. VI 301; überhaupt bedeutet *ἐοικώς* im Gegensatze zu *εἰκός* in alter Sprache immer Gleich, nie Wahrscheinlich), nämlich der Ordnung, wie sie von den Menschen wirklich vollzogen wurde (derselbe Gedanke auch Vorsokr. 11 B 35 oder Aristophanes Vesp. 1321; *εἰκώς* = Gleich ohne beigefügten Dativ auch Aeschyl. Suppl. 283).

Br. IX, 1: Aber nachdem nun alles benannt nach dem Licht und der Nacht ist —[63]
Jeder der Namen, nach seiner Bedeutung, diesem und jenem! —,[64]
Ist nun alles des Lichtes sowohl wie der finsteren Nacht voll,
Die sich genau dem Maß nach gleichen;[65] denn nichts ist dazwischen.[66]

Hier fehlen uns einige Verse. Ihr Inhalt läßt sich nach einem Auszug des Aetios ungefähr erraten:[67] die Göttin sprach von mehreren,

63) Daß IX, 1 „bald nach" VIII, 59 stand, sagt Simplicius ausdrücklich. Und daß zwischen beiden mehr als VIII, 60 bis 61 gestanden hätte, ist wenig wahrscheinlich, da IX, 1 lediglich die Beendigung der VIII, 55 bis 59 geschilderten „Ordnung" voraussetzt.

64) *καὶ τὰ κατὰ σφετέρας δυνάμεις ἐπὶ τοῖσί τε καὶ τοῖς.* Der von Simplicius angeführte alte Erklärer (den ich wegen *ἀπεκρίθη* etwa in die Zeit des Anaxagoras oder Archelaos setzen möchte, vgl. Vorsokr. 46 B 12; 47 A 4) verstand, die einzelnen Dinge seien auf Grund ihrer „Kräfte", d. i. Eigenschaften, den beiden Grunderscheinungen Licht und Nacht zugeordnet worden, bis eben „alles" nach der einen oder der andern benannt war. Allein dürfen wir Parmenides ohne Not einen solchen Selbstwiderspruch zumuten? Aus dem Gegensatz von Licht und Nacht sollte sich doch erst alle Vielheit entwickelt haben: woher nun mit einem Male die einzelnen, mit den verschiedensten „Kräften" begabten Dinge? Es gibt eine bessere Erklärung. *δύναμις* bezeichnet die Bedeutung eines Wortes (Herodot IV 192; VI 98; vgl. II 30; Vorsokr. 79 A 11; Lysias in Theomnest. I 7; Plato, Cratyl. 394b; 435d; Critias 113a; Phileb. 24c; 49c). Nun hat Parmenides schon innerhalb des Seienden eine räumliche Vielheit, die einzelnen Stücke des Seienden, unterschieden (VIII, 25 und 47). Zur „Bedeutung" des leichten Feuers aber gehört, daß es „oben", zu der der schweren „Nacht", daß sie „unten" ist. Er sagt nun hier: die Namen Licht und Nacht wurden je nach ihrer Bedeutung diesem und jenem zugeteilt, d. h. es wurde alles, was oben liegt, Licht, alles, was unten liegt, Nacht genannt — und zwar so lange, bis alles mit einem dieser Namen belegt, das eine Seiende in die zwei Grunderscheinungen Licht und Nacht zerfällt war.

65) Wie in Wahrheit (nach VIII, 24) alles, d. i. die ganze Himmelskugel, mit Seiendem, so ist es nun dem Wahne zufolge mit Licht und Nacht erfüllt und unter sie zu gleichen Teilen aufgeteilt — mögen nun die von Licht erfüllte „obere" und die von Nacht erfüllte „untere" Hälfte der Himmelskugel als ihre „nördliche" und „südliche" oder als ihre „äußere" und „innere" Hälfte zu deuten sein (vgl. o. Anm. 61).

66) *ἐπεὶ οὐδετέρωι μέτα μηδέν*, wörtlich: denn keinem von beiden ist etwas anderes, oder aber: denn keinem von beiden ist das Nichts, d. h. ist Leere beigemischt. Sowohl dies als jenes muß aber zutreffen, wenn die Worte wirklich die Behauptung begründen sollen, daß Licht und Nacht zusammen „alles" erfüllen (IX, 3; daß es sich um die Begründung dieser Behauptung handelt, zeigte Lortzing, Jahresber. f. d. Fortschr. d. klass. Altertumswiss. 1902, I 257). Wahrscheinlich hat somit Parmenides mit Fleiß Worte gebraucht, die geeignet waren, jede Möglichkeit auszuschließen, es könnte, dem Wahn zufolge, im All neben Licht und Nacht noch etwas anderes geben.

67) Daß nicht viel ausgefallen ist, ergibt sich aus den Worten des Simplicius, der zwischen VIII, 61 und XII, 1 nicht viel mehr las, als auch wir noch IX, 1 bis 4 lesen. Der Auszug des Aetios Vorsokr. 18 A 37; den Text habe ich verbessert Vorsokr. Nachtr. XXVII, 30: Aetios kennt nur eine mit Dünnem (Feuer) und eine mit

„aufeinander folgenden, die Welt umflechtenden Kronen". „Und das sie alle Umfassende sei fest wie eine Mauer", das Himmelsgewölbe nämlich, die äußerste „Krone".

Br. XII, 1: Denn die engeren wurden erfüllt von lauterem Feuer,[68]
Andre von Nacht:[69] doch da fährt ein Teil der Flamme dazwischen![70]

Dichtem (Nacht) erfüllte Krone (*τὴν μὲν ἐκ τοῦ ἀραιοῦ, τὴν δὲ ἐκ τοῦ πυκνοῦ*); da nun die Feuer-Krone unmittelbar unter dem festen Himmelsgewölbe liegt, zwischen ihr und der Nacht-Krone aber sich noch gemischte Kronen einschieben (offenbar nimmt in ihnen der Anteil des Feuers stetig ab, der der Nacht ebenso stetig zu), so muß die Nacht-Krone die innerste sein. Danach ließ sich der Anfang des Auszugs folgendermaßen herstellen: „Parmenides lehrte, es gebe aufeinanderfolgende, die Welt umflechtende Kronen, die eine aus dem Dünnen, die andere aus dem Dichten bestehend, zwischen diesen aber noch andere, aus Licht und Dunkel gemischt. Und das sie alle Umfassende sei fest wie eine Mauer; darunter befinde sich die feurige Krone. Und was in ihrer aller Mitte liegt, (sei dicht. Dies umgebe ein Reif, aus beidem, Dünnem und Dichtem, gemischt;) diesen wieder die feurige Krone". Aetios, beziehungsweise sein Gewährsmann und zuletzt wohl auch Theophrast verstanden demnach unter dem, was Parmenides „Oben" und „Unten" nennt, Umfang und Mitte der Himmelskugel und deuteten die „Kronen" (*στεφάναι*) als Kugelschalen — eine Deutung, die wohl nicht die einzig mögliche ist, indes durchaus als zulässig gelten muß (*στεφάνη* bedeutet bei Homer mehrfach einen am Rande ausgezackten Helm: Il. VII 11; X 30; XI 95; vgl. Hesychios s. v. und bei Herodian V 5, 3 ist von einer tiaraförmigen *στεφάνη* die Rede; vgl. auch Aelian V. H. I 18; das Wort bezeichnet freilich auch kronenartig gezackte Diademe, mit denen dann Haarflechten, betürmte Mauern, Zinnen, gezackte Bergvorsprünge, Korbränder, überhaupt Reifen und Ringe verglichen werden: Anthol. Gr. VI 274; Eurip. Hec. 910; Anthol. Gr. IX 97 und 151; Eurip. Troad. 783; Polyb. VII 16 und 18; Il. XIII 137; Polyb. I 56; Apoll. Rhod. II 920; Moschus I 55; Pollux V 32/33; II 39; in vielen Fällen endlich bleibt die Gestalt des „Kronenreifs" unbestimmt, z. B. Il. XVIII 597; Hesiod, Theog. 578; Aristophanes, Eccl. 1034; Ritter 968; Theophrast, H. pl. V 6, 2; Vita Sophoclis 45 Westermann; Athen. V 202 d heißt eine Schau-Krone *στεφάνη*, deren Höhe sich zu ihrem Umfang wie 2 : 16 verhält).

68) Nach dem aus Aetios zu entnehmenden Zusammenhange heißen die Feuer-Kronen „enger" im Verhältnis zu dem sie umschließenden Himmelsgewölbe. Da dieses als eine ganz dünne Kugelschale gedacht wird, kann die folgende Feuer-Krone, die gewiß eine ansehnliche Dicke besitzt, als eine Mehrheit ebenso dünner Kugelschalen bezeichnet werden.

69) *αἱ δ'ἐπὶ ταῖς νυκτός.* Wenn wir die Auffassung des Aetios annehmen, sind die Nacht-Kronen einfach „die folgenden". Denn der Auszug Vorsokr. 18 A 37 stellt einen etwas späteren Zeitpunkt der Weltbildung dar. Hier liegen zwischen den Feuer- und den Nacht-Kronen noch gemischte Kronen; allein von dieser Mischung berichtet die Göttin erst in der zweiten Hälfte unseres Verses: vor dieser Mischung kann sie darum die Nacht-Kronen allerdings als die auf die Feuer-Kronen unmittelbar folgenden bezeichnen.

70) Der vom Himmelsgewölbe eingeschlossene Raum war zur Hälfte von Licht oder Feuer, zur Hälfte von Nacht oder Dunkel erfüllt (IX, 3 bis 4; XII, 1 bis 2). Nun aber dringen — so muß nach dem Wahne der Menschen die Weltbildung vor sich gegangen sein, wenn sich unsere so vielfältig gemischte Welt folgerecht aus zwei

Doch in der Mitte,[71] da ruht die Göttin, die Lenk'rin des Weltalls:
Überall regt sie Geburt, so reich an Schmerz, an und Paarung.
5: Denn, was weiblich, gesellt sie dem Männlichen, daß es sich paare
Und, was männlich, dem Weiblichen zu — — — —

Es ist Aphrodite,[72] die Göttin der Paarung und damit die einzig angemessene Beherrscherin der Welt, wie sie sich dem Wahne der Sterblichen darstellt, ja wie sie durch diesen wirklich geworden ist: einer Welt des Werdens, in der jedes Gewordene nur als

---

Grunderscheinungen soll ableiten lassen — Flammen in das Reich der Finsternis ein und damit beginnt jene Mischung von Licht und Dunkel, der unsere Welt, die Welt des Werdens und Vergehens, ihren Ursprung verdankt. Diese Mischung begann natürlich an der Berührungsfläche von Licht und Nacht (nach Aetios, indem sich hier „gemischte", von Licht und Nacht erfüllte „Kronen" bildeten). In dem Augenblick aber, da von der ersten Mischung die Rede ist, wird sehr passend jener Gottheit Erwähnung getan, die allen Mischungen, aus denen Neues entstehen soll, vorsteht — insbesondere also auch jener Mischung, die als Vorbild aller anderen Mischungen dieser Art gelten kann: der geschlechtlichen Zeugung.

71) In der Mitte der genannten „Kronen", somit, wenn diese einander konzentrisch umschlossen, auch im Mittelpunkte des Himmelsgewölbes und des Weltgebäudes überhaupt. So hat es auch Simplicius, der die Verse noch in ihrem Zusammenhang las, verstanden (*τὴν ἐν μέσωι πάντων ἱδρυμένην*). Der Gewährsmann des Aetios und des Epikureers bei Cicero dagegen (Vorsokr. 18 A 37) muß einen Auszug vor sich gehabt haben, in dem schon vor der Erwähnung der Göttin von „gemischten Kronen" die Rede war. So bezog er denn das *ἐν μέσωι τούτων* auf diese und versetzte die Göttin mitten unter die „gemischten Kronen", ja auf Grund eines kaum glaublichen, dem klaren Sinn des Gedichts ins Gesicht schlagenden Mißverständnisses setzte er sie der mittelsten dieser „gemischten Kronen" gleich (*τῶν δὲ συμμιγῶν τὴν μεσαιτάτην*; *orbem, qui cingit caelum, quem appellat deum*). Über diesen Unsinn konnte sich dann Ciceros Epikureer freilich leicht entrüsten!

72) So wenigstens nennt sie Plutarch (Vorsokr. 18 B 13, denn daß die Göttin, die den Eros „erdenkt", dieselbe ist, wie die XII, 3 genannte, sagt ebendort Simplicius ausdrücklich) und auch wir werden der Göttin der geschlechtlichen Paarung schwerlich einen passenderen Namen beizulegen wissen (Doering, Griech. Philosophie I 131), es sei denn etwa den jener Göttin „Liebe" (*Φιλότης*), der Empedokles wohl in Nachahmung des parmenideischen Verses XII, 3 eine ähnliche Mittelpunktsstellung einräumt (Vorsokr. 21 B 35, 4). Der o. Anm. 71 sattsam gekennzeichnete Gewährsmann des Aetios setzt die das All aus seinem Mittelpunkt steuernde Göttin mit der Schlüsselhalterin (denn Vorsokr. 18 A 37 ist mit Fülleborn *κληιδοῦχος* zu lesen, da das überlieferte *κληροῦχος* sonst nie ohne irgendwelche Beziehung auf eine Landnahme gebraucht wird), der Göttin des Rechts und des Zwanges nur darum gleich, weil er aus I, 14; VIII, 14; VIII, 30 und X, 6 meinte herauslesen zu dürfen, daß Parmenides auch diesen Göttinnen die Weltherrschaft beigelegt habe. Vgl. auch o. Anm. 9, Schluß. Für die Gleichsetzung der göttlichen „Steuerfrau" (Vorsokr. 18 A 37) mit Aphrodite beruft man sich übrigens besser nicht auf Vorsokr. 18 B 20, da diese Verse nicht unter des Parmenides' Namen überliefert sind und nach der Einführungsformel

Ergebnis einer Mischung der beiden Urerscheinungen Licht und Nacht und der aus ihnen entstandenen Mischerscheinungen begriffen werden kann — einer Welt also, deren Entstehung ihre Weisen und Sänger — Hesiod vor allen! — ganz folgerecht als eine stetige Folge von Zeugungsakten und Geburtsvorgängen beschreiben; es ist ja eben die Welt, der jene irrtümliche Zweiheitssetzung gegensätzlicher Erscheinungen — des Lichten und Dunklen, eben damit aber, wie sich zeigen wird, auch des Weiblichen und Männlichen — zugrunde liegt! Und so ist denn auch die erste besonders angeführte Hervorbringung der die Welt lenkenden Göttin dem Wesen der Aphrodite vollkommen angemessen:

Br. XIII: Und sie erdachte zuerst von allen Göttern den Eros.[73]

Doch scheint es nach einem von Cicero benützten, freilich durchaus schleuderhaften Auszug aus diesem Abschnitt des parmenideischen Gedichtes,[74] daß hier weiterhin „auch der Krieg, auch die Zwietracht, auch die Begierde und all die andern aus derselben Sippe" auf dieselbe Göttin „zurückgeführt wurden": vermutlich als die Gottheiten der Trennung, da ja die Wahnwelt des Werdens zugleich eine solche des Vergehens ist, das durch Mischung der Urerscheinungen Gewordene aber nur durch deren Scheidung ver-

Hippolyts (ὁ ποιητὴς δέ φησιν) eher einem dem Orpheus beigelegten Gedicht entstammen werden. Eine weltbeherrschende Stellung der Aphrodite konnte aber Parmenides auch bei Hesiod aus doppeltem Grunde zu finden glauben: nicht nur wird dort wirklich fast alles Entstehen als ein Geboren- und Erzeugtwerden dargestellt, sondern es heißt auch vom Eros, daß er den Sinn aller Menschen und Götter bezwinge (Theog. 129), bald darauf aber wird ebenderselbe bloß ein Begleiter der Aphrodite genannt (Theog. 201).

73) Daß dem Eros bei der Weltbildung eine entscheidende Rolle zufiel, ist kein dem Parmenides eigentümlicher Gedanke: er fand ihn sowohl bei Hesiod (Theog. 120) wie auch bei Akusilaos (Vorsokr. 73 B 1 bis 3).

74) Vorsokr. 18 A 37; vgl. o. Anm. 71. Ciceros überlieferte Worte bedürfen keiner Änderung: *„Nam Parmenides commenticium quiddam (scil. deum voluit esse): coronae similem efficit — stefanen appellat —, continentem ardorem lucis, orbem, qui cingit caelum, quem appellat deum ... multaque eiusdem monstra"* (und viele Ausgeburten desselben Kreises), *„quippe qui bellum, qui discordiam, qui cupiditatem ceteraque generis eiusdem ad deum revocat"*.

gehen kann. Wie nun dem menschlichen Wahn zufolge durch Mischung und vielleicht auch durch Scheidung von Licht und Dunkel Himmel und Erde entstanden sind, das legte die Göttin des Tages dem Dichter im einzelnen dar. Sie verhieß ihm, er werde erfahren,

Br. XI, 1: Wie die Erde, die Sonne, der Mond, die Helle des Himmels,
Wie der Bogen von Milch, wie des Weltalls äußerster Gipfel
Und die Glut der Gestirne hervor zum Werden sich drängten;

Br. X, 1: Wirst das Wesen erkennen der himmlischen Helle, darin die
Sämtlichen Bilder; das dörrende Werk, das die heilige Sonne
Übt mit weißlichem Schein und wie's zustandegekommen;
Lernen des rundäugigen Mondes Wesen und Umlauf;
5: Wirst den Himmel versteh'n, der ringsum alles umfaßt hält,
Fassen, woraus er erwuchs, wie (des Zwanges Gewalt) ihn gefesselt,
Grenze der Sterne zu sein — — — —[75]

Darüber, wie die Göttin diese Verheißung einlöste, unterrichten uns fast nur ein paar dürftige Auszüge,[76] hochwichtig für die Geschichte der Astronomie, doch für unsern augenblicklichen Gesichtspunkt wenig belangreich. Jedenfalls sprach sie dabei von

Br. XVa: — — — — der im Wasser wurzelnden Erde

und zwar in Versen, in denen das spätere Altertum die erste Erwähnung der Kugelgestalt der Erde, ja ihrer Einteilung in eine kalte, gemäßigte und heiße Zone fand[77] und kleidete die damals neue Erkenntnis, daß der Mond sein Licht von der Sonne erborgt, in zwei Verse, die Verse Homers aufs witzigste parodieren:

---

75) In dem siebenfüßig überlieferten Vers X, 6: *ἔνθεν μὲν γὰρ ἔφυ γε καὶ ὥς μιν ἄγουσ' ἐπέδησεν 'Ανάγκη/πεῖρατ' ἔχειν ἄστρων* . . . darf man nicht *μὲν γάρ* tilgen wollen (wem wäre es eingefallen, diese Wörtchen in einen heilen Vers einzuschieben?), sondern *'Ανάγκη* ist als erklärender Zusatz des Clemens „außerhalb der Anführungszeichen" anzusehen: *'Ανάγκη* wird wirklich Subjekt zu *ἐπέδησεν* gewesen sein, aber erst nach *ἄστρων*, vielleicht am Ende des Verses 7, gestanden haben.

76) Vorsokr. 18 A 37 bis 43 a.

77) Vorsokr. 18 A 1/21; A 44 bis 44a und Nachtr. XXVII, 35. Gegen die Glaubwürdigkeit der Nachricht, daß schon Parmenides von der Kugelgestalt der Erde wußte, Patin, Parmenides im Kampfe gegen Heraklit, S. 611 und neuerdings Erich Frank, Plato u. d. sog. Pythagoreer, S. 198 f.

Br. XV: Auslug hält er stets nach den goldenen Strahlen der Sonne
Br. XIV: Und umirrt, nachthell durch das Licht, das er borgte, die Erde.[78]

Dann wandte sich die Göttin der Entstehung der lebenden Wesen zu, die unter der Einwirkung der Sonnenwärme aus der Erde hervorgewachsen sein sollten[79] und legte dar, daß sich auch heute noch Gedächtnis und Denkkraft des Menschen nach dem Verhältnis richtet, nach dem in ihm Licht und Dunkel, Kälte und Wärme gemischt sind:[80] im Schlaf und im Alter nimmt mit der Wärme auch die Denkkraft ab,[81] im Tod erlischt sie mit ihr völlig, höchstens eine ärmliche Empfindung für Dunkel, Stille und Kälte bleibt im Leichnam zurück:[82]

Br. XVI, 1: Denn wie gerade die schwankenden Glieder zusammengesetzt sind,[83]
So gestaltet sich auch der Menschen Erkenntnis: nur eines

78) Um die Art der Parodie zu kennzeichnen, versuche ich die Wortspiele wiederzugeben und bilde daher die beiden Homerverse sehr frei so nach:

Od. XII 233: Auslug hielt ich stets nach dem dunstumflossenen Festland.
Il. V 214: Denn gleich streckt er mich dann mit dem Schwert, das er borgte, zur Erde.

79) Dies ergibt sich aus Vorsokr. 18 A 1/22 (wo *γένεσίν τε ἀνθρώπων ἐξ ἡλίου πρῶτον γενέσθαι* nicht anzutasten und im folgenden vielleicht: [*στοιχεῖα κατ'*] *αὐτὸν δὲ ὑπάρχειν τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρόν* ... zu lesen ist), verglichen mit A 51 bis 53.

80) Vorsokr. 18 A 46.

81) Vorsokr. Nachtr. XXVII, 42.

82) Vorsokr. 18 A 46.

83) *ὡς γὰρ ἑκάστοτ'ἔχει κρᾶσιν μελέων πολυπλάγκτων.* Subjekt zu *ἔχει* ist ein, wenn nicht aus dem Vorhergehenden, so doch aus dem folgenden *ἀνθρώποισι* zu entnehmendes *ἄνθρωπος*. „Die Glieder" schon bei Homer Bezeichnung des lebendigen Menschenleibes (*σῶμα* bei Homer die Leiche. Il. XXIII 191 sind *μέλεα* ausnahmsweise einzelne Teile der Leiche. Sonst klingt der Gedanke an eine Mehrheit von Gliedern meist nur nebenbei an und fehlt häufig ganz, z. B. Il. VII 131; XIII 671; XVI 607; XXIII 880; Od. XI 201; XV 554), ganz ähnlich aber auch noch bei Pindar (z. B. Pyth. III 48; Nem. I 70; XI 15; Frg. 131, 4) und Aischylos (z. B. Pers. 991; Eumenid. 265), ja auch noch bei Empedokles (spricht er doch Vorsokr. 21 B 27ᵃ und B 30, 1 sogar von „den Gliedern" des Sphairos, an dem doch nach B 29, 3 keine Teile unterscheidbar sind). Und dieser Leib heißt „schwankend", weil er vielfacher Täuschung ausgesetzt ist (vgl. Od. XX 105; Sophokles, Antig. 615; Parm. VI, 5).

Ist's ja, was in den Menschen denkt — in allen und jedem —,[84]
Nämlich der Glieder Natur: was vorwiegt, ist die Erkenntnis![85]

Endlich legte die Göttin, wie es scheint, noch ziemlich eingehend die Physiologie und Pathologie der menschlichen Fortpflanzung dar und die Ansichten, die ihr Parmenides über diesen Gegenstand in den Mund legte, stellen offenbar eine erhebliche Verwicklung und Verfeinerung der schon zu seiner Zeit gang und gäben Vorstellungen dar.[86] In allen Einzelheiten lassen sie sich leider nicht mehr mit voller Sicherheit wiederherstellen,[87] doch gibt

84) Also im Menschen als Gattung wie als Einzelwesen. Als Gattung zeichnet er sich vor den Tieren und Pflanzen, ja auch vor den unbelebten Gegenständen (Vorsokr. 18 A 46) durch seine größere Denkkraft aus, die auf seinen größeren Anteil an Wärme zurückzuführen ist. Was aber den Menschen als Einzelwesen betrifft, so beruht auf demselben Vorzug die größere Denk- und Gedächtniskraft (ebd.) des Lebenden vor dem Toten, des Wachen vor dem Schlafenden, des Jungen vor dem Alten (vgl. o. Anm. 81 bis 82), vielleicht auch des Begabten vor dem Unbegabten (vgl. Vorsokr. 21 A 86/11).

85) Der Mensch erkennt, soweit die Wärme die Kälte überwiegt. Diese „materialistische Erkenntnispsychologie" des Parmenides beurteilt man indes unrichtig, wenn man sie als seine eigene Überzeugung hinstellt (vgl. Nestle bei Zeller, Ph. d. Gr. I 1⁶, 721⁰ und 721¹); sie bildet nicht nur überhaupt ein Stück des menschlichen Wahnes, sondern ist an und für sich selbst den Grundlehren der „Wahrheit" unmittelbar entgegengesetzt. Diesen zufolge gibt es keinen anderen Gegenstand der Erkenntnis als das eine, unveränderliche Seiende, gibt es also auch nur eine einzige, unveränderliche Erkenntnis. Wer sich zu dieser Lehre bekannte, konnte der Anschauung, der Menschen Erkenntnis wechsle, je nachdem „wie gerade die schwankenden Glieder zusammengesetzt sind", nur grimmige Mißachtung entgegenbringen, sie konnte ihm nur als das würdige Schlußstück jenes Wahnes erscheinen, der sich von dem einzig wahren Erkenntnisgegenstand schon im Augenblick seines Entstehens abgewandt hatte!

86) Vorsokr. 18 A 53 bis 54; B 17 bis 18; vgl. Vorsokr. 14 A 13 bis 14.

87) Denn die Notiz des Aetios V 7, 4 = Vorsokr. 18 A 53, wenn rechts gebildeter Same in der linken Gebärmutterhälfte, links gebildeter in der rechten empfangen werde, würden Mädchen geboren (und also offenbar Knaben bei Empfängnis in der gleichen Körperhäfte), läßt sich mit den übrigen Berichten nicht vereinigen und so bleibt bei dem Versuch, diese widersprechenden Darstellungen miteinander zu versöhnen, dem Belieben des einzelnen Forschers ein gewisser Spielraum eröffnet. Ich glaube meiner Wiederherstellung des parmenideischen Gedankenganges des Dichters eigene Worte (XVII) und die damit vortrefflich zusammenstimmenden Berichte des Aetios und des Lactanz (Vorsokr. 18 A 54) zugrunde legen zu müssen und nehme an, daß Aetios V 7, 4 = Vorsokr. 18 A 53 in übermäßiger Verkürzung einen Bericht wiedergibt, der ursprünglich etwa besagte: „Parmenides lehrte, rechts gebildeter Same ergieße sich in die rechte Gebärmutterhälfte (wo sich dann ein Knabe entwickle), links gebildeter in die linke (wo dann ein Mädchen entstehe). Werde aber die Richtung des Ergusses vertauscht, so würden (im ersten Fall) weiblich (geartete Knaben) geboren (im zweiten männlich geartete Mädchen)".

wahrscheinlich folgender Gedankengang ihren wesentlichen Inhalt wieder: Entscheidend für das Geschlecht des Kindes ist die Körperhälfte des Vaters, in der sich der Same gebildet hat:

Br. XVII: Rechts (nämlich werden) die Knaben erzeugt, links aber die Mädchen.[88]

Regelmäßigerweise gelangt aber der im Vater rechts gebildete Same auch in die rechte Hälfte der Gebärmutter (und umgekehrt): der Keim ist dann von beiden Eltern her zum Knaben (oder zum Mädchen) bestimmt; solche gleichbestimmte Keime verschmelzen leicht und vollständig miteinander und entwickeln sich zu Kindern von ausgeprägter Männlichkeit (oder Weiblichkeit). Gelangt dagegen ausnahmsweise rechts gebildeter Samen in die linke, links gebildeter in die rechte Hälfte der Gebärmutter, dann findet nur eine schwierige und unvollständige Verschmelzung solcher, mit ungleicher Geschlechtsbestimmung behafteten Keime statt: es wird zwar — entsprechend der entscheidenden Bedeutung der väterlichen Körperhälfte — im ersten Fall ein Knabe, im zweiten ein Mädchen geboren, allein einem

88) Galen bezog diese Worte auf die beiden Hälften der Gebärmutter. Allein mit dieser Auffassung streitet nicht nur die Darstellung des Lactanz, der ganz offenbar unter „männlichem" und „weiblichem" Samen den (im Vater) rechts und links gebildeten versteht, vielmehr auch das klare Zeugnis des Aetios, beziehungsweise des Censorin (Vorsokr. 18 A 53), demzufolge in der rechten Gebärmutterhälfte empfangene Kinder dem Vater, in der linken empfangene der Mutter ähnlich sein sollen; denn daß Parmenides nicht bloß Knaben den Vätern, Mädchen den Müttern ähnlich sein ließ, erhellt aus seinen eigenen Worten (XVIII, 3 bis 6). Parmenides spricht somit in Bruchst. XVII entweder ausschließlich oder doch vorwiegend von den Körperhälften des Vaters (als Regel galt ihm ja, daß rechts gebildeter Same auch rechts empfangen wird, Aetios V 7, 4 = Vorsokr. 18 A 53) und was Aetios, beziehungsweise Censorin a. a. O. sagen wollen, ist dies, daß rechts empfangene Kinder entweder Knaben oder doch männlich geartete Mädchen sind, links empfangene entweder Mädchen oder doch weiblich geartete Knaben (je nachdem sichs nämlich in beiden Fällen um rechtsgebildeten, d. i. „männlichen", oder linksgebildeten, d. i. „weiblichen" Samen handelt). Die Frage nach den Gründen individueller Ähnlichkeit (zwischen dem Kind und einem seiner Eltern in Beziehung auf einzelne leibliche oder geistige Eigenschaften) hat Parmenides wohl kaum beschäftigt: nicht nur die Auszüge aus seinem Gedicht sprechen geg n eine solche Deutung, sondern auch seine eigenen Worte (XVIII). Empedokles freilich soll auch dies Problem schon beschäftigt haben (Vorsokr. 21 A 81).

solchen Knaben haften noch von seiner Mutter her weibliche, einem solchen Mädchen haften von seinem Vater her männliche Eigenschaften — und zwar ebenso des Geistes wie des Leibes — an:[89]

Br. XVIII, 1: Wenn der Mann und das Weib die Keime der Liebe vermischen,
Die in den Adern der beiden aus ihrem Blut sich gebildet,[90]
Wächst, wenn die Keime verschmelzen, ein wohlgebildeter Körper.
Doch wenn das doppelte Wesen uneins bei des Samens Vermischung
5: Bleibt und am werdenden Leib zur Einheit nicht sich verbindet,
Dann wird nach der Geburt ihn zwiefache Artung zerrütten.[91]

Unter dieser „zwiefachen Artung" ist nicht etwa wahres Zwittertum zu verstehen,[92] vielmehr ist das gemeint, was Lactanz, der

89) Vorsokr. 18 A 54; vgl. Anm. 88.

90) Die Lehre von der Bildung des Samens, beziehungsweise des entsprechenden weiblichen Keims (den nach Vorsokr. 14 A 13 Parmenides wie schon vor ihm Alkmaion und nach ihm Anaxagoras und Empedokles annahm) aus dem elterlichen Körper wird in jener Zeit von dem Gedanken beherrscht, da durch die Zeugung auf das Kind auch die Denkkraft der Eltern übertragen wird, müßten in den Samen jene Stoffe eingehen, die als Träger dieser Denkkraft gelten: Alkmaion, dem das Gehirn als dieser Träger galt, hielt den Samen für eine Absonderung des Gehirns (Vorsokr. 14 A 13); Pythagoreer, die diese Ansicht übernahmen, jedoch als den eigentlichen Träger der Erkenntnis den warmen Hauch betrachteten, erklärten den Samen für einen „Tropfen Hirn, der etwas warmen Hauch umhülle": aus dem Hirn erwachse der Leib, aus dem Hauch die Seele (Vorsokr. I, Nachtr. XLIII, 19 bis 23); für Parmenides ist die Denkkraft an die Wärme des Körpers, also, wie es nach ihm Empedokles aussprach, an das Blut gebunden (Vorsokr. 21 B 105, 3), daher ist es nur folgerecht, wenn er aus dem Blut auch den Samen hervorgehen läßt.

91) *Dirae / Nascentem gemino vexabunt semine sexum* (Bruchst. XVIII ist uns nur in lateinischer Übersetzung erhalten).

92) Ebensowenig gleichgeschlechtliche Liebesneigung, wie es der Übersetzer, Caelius Aurelianus, verstand (indem nämlich „zwiefache Artung" auch von dem weiblich empfindenden Mann, der männlich empfindenden Frau gesagt sein könnte). Diels, der dies als irrig erkannte (Parm. S. 116), dachte an körperliches Zwittertum. Allein gegen beides spricht in gleicher Weise, daß der einzige andere Autor des fünften Jahrhunderts, der aus Verschiedenheiten der Keimentwicklung Unterschiede der Männlichkeit und Weiblichkeit ableitet (Hippocrates de victu c. 28 bis 29 = VI 501 ff. Littré), unter diesen Unterschieden nur verschiedene Grade leiblicher und geistiger „Männlichkeit" und „Weiblichkeit" versteht (er unterscheidet je drei Stufen der Männlichkeit und Weiblichkeit: geistig hervorragend und körperlich kräftig; weniger hervorragend, indes immerhin noch mannhaft; weibisch — sehr weiblich und wohlgestalt; etwas dreist, indes immerhin noch sittsam; Mannweiber). Ferner bemerkt Platon (Gastm. 189e) ausdrücklich, Zwitter habe es zwar in Urzeiten gegeben, zu seiner Zeit jedoch werde der Ausdruck „Weibischer Mann" ausschließlich als Schimpfwort (also zur Kennzeichnung von Feiglingen) gebraucht. Über das Zeugnis des Lactanz endlich vergleiche die folgende Anmerkung.

hier offenbar aus uns verlorenen Versen des Parmenides schöpft,[93] folgendermaßen ausdrückt: „Wenn zufällig in die linke Gebärmutterhälfte der Samen eines männlichen Kindes gelangt, entsteht, so ist die Meinung, zwar ein Knabe, allein weil er auf der weiblichen Seite empfangen wurde, hat er mehr Weiblichkeit an sich, als die männliche Würde zuläßt, sei es schöne Formen oder allzu lichte Hautfarbe oder geringes Körpergewicht oder zarte Gelenke oder kleine Gestalt oder schwache Stimme oder scheue Gemütsart oder auch mehr als eine dieser Eigenschaften. Und ebenso, wenn der Samen eines weiblichen Kindes in die rechte Hälfte einströmt, so werde zwar ein Mädchen geboren, aber weil es auf der männlichen Seite empfangen wurde, habe es mehr Männlichkeit an sich als mit der Eigenart dieses Geschlechtes verträglich ist: kräftige Gliedmaßen oder übermäßige Größe oder dunkle Hautfarbe oder haariges Gesicht oder unsittigen Blick oder rauhe Stimme oder frechen Sinn oder auch mehr als eine dieser Eigenschaften." — Die Rede der Tagesgöttin und mit ihr allem Vermuten nach auch das parmenideische Lehrgedicht[94] schloß mit diesen Worten:

Br. XIX, 1: So nun ist (all) dies nach dem Wahne (der Menschen) entstanden,
Ist so und wird auch künftig noch wachsen und endlich vergehen;
Aber auf jedes drückte der Mensch das Mal eines Namens.

Die erste psychologische Bemerkung, die ich an diesen Sachverhalt knüpfen möchte, geht von der parmenideischen Theorie der Geschlechtsbestimmung aus: wenn hier männliche Eigenschaften des Körpers wie des Gemütes als „zerrüttende" Störung der weiblichen Eigenart erscheinen, so ist es ganz offenbar, daß der Dichter

93) Vorsokr. 18 A 54. Zwar nennt Lactanz den Parmenides nicht, allein woher hätte er sonst die nur für diesen bezeugte Lehre von der regelmäßigen und ausnahmsweisen Richtung des Samenergusses?

94) Höchstens einige Verse, mit denen die Göttin den Dichter entläßt, könnten auf XIX, 3 noch gefolgt sein; daß er auch seine Rückfahrt zur Erde geschildert hätte, ist zwar gewiß denkbar, doch nicht eben wahrscheinlich.

selbst das „weibliche Weib“ bevorzugt: wenn wir die Ausführungen des Lactanz mit Recht auf ihn zurückführen, so wissen wir sogar, daß ihm kleine Hände und Füße, eine nicht mehr als mittelgroße Gestalt, lichter, zarter Teint, eine helle Stimme, niedergeschlagene Augen und eine schüchterne Gemütsart als Kennzeichen des „wahren“, also des begehrenswerten Weibes erschienen. Er liebt das „weibliche Weib“, war also aller Wahrscheinlichkeit nach selbst ein „männlicher“ Mann. Schon daraus dürften wir schließen, daß seine Empfänglichkeit für Knabenschönheit kaum besonders groß gewesen sein wird und in der Tat lehnt er ja auch gerade die Eigenschaften ab, die den Knaben vom Manne unterscheiden und ihn dem Mädchen ähnlich machen; weibliche Eigenschaften „zerrütten“ die männliche Eigenart: den wahren Mann denkt er sich (nach Lactanz) etwas eckig und braungebrannt, massig und kräftig, die Gestalt groß, die Stimme tief, ein furchtloses Gemüt. Die Veranlagung, die sich hierin ausspricht, ist der gewöhnlichen des griechischen Knabenliebhabers gerade entgegengesetzt; das von Platon erwähnte Gerücht, Parmenides sei Zenons Liebhaber gewesen, wird demnach wohl bloßes Gerede gewesen sein: allem Vermuten nach galt seine Liebe dem weiblichen Geschlecht.

Diese Vermutung wird nun durch einen zweiten Umstand in überraschender Weise bekräftigt. Die Überlieferung drängt uns nämlich den Schluß auf, daß dem Parmenides das weibliche Geschlecht als das geistig begabtere gegolten hat. Wir erinnern uns ja, daß seiner Auffassung nach die geistige Begabung des Menschen davon abhängt, ob und in welchem Maße in ihm das Lichte und Warme das Dunkle und Kalte überwiegt, und da ihm eben Licht und Wärme als die Quelle des menschlichen Denkens gelten, so denkt er sich denn auch, der Mensch sei unter der Einwirkung der Sonne aus der Erde hervorgewachsen. Mit diesen Anschauungen nun steht er in seiner Zeit keineswegs allein und wer

die gewöhnliche Ansicht von der höheren geistigen Begabung des Mannes teilte, dem ward es nicht schwer, sie mit dieser Ansicht übereinzustimmen. Empedokles z. B. lehrte, nur wenige Jahrzehnte nachdem Parmenides sein Gedicht verfaßt hatte, der Mann sei durch Wärme gekennzeichnet, das Weib durch Kälte, daher seien denn auch die ersten Männer in heißen Gegenden entstanden, die ersten Weiber in kalten.[95] Parmenides dagegen lehrte gerade umgekehrt — Aristoteles selbst bezeugt's uns[96] —, das Weib sei wärmer als der Mann. Und demgemäß ließ er denn auch[97] „die ersten Weiber im Süden aus der Erde sprießen wegen ihrer Feinheit, die ersten Männer dagegen im Norden wegen ihrer Dichtigkeit". Das ist auch durchaus begreiflich, wenn wir bedenken, daß Parmenides von allem Anfang an das Licht als die feine und leichte, das Dunkel als die dichte und schwere Erscheinung bezeichnet: es war nur folgerecht, wenn er dann auch die weibliche Zartheit durch ein Mehr von Licht, die männliche Plumpheit durch ein Mehr von Dunkel bestimmt glaubte.[98] Es war aber auch nur folgerecht, wenn er dann dem Weib auch die höhere Denkkraft zuschrieb, hatte er doch der Nacht die der Erkenntnis hinderliche „Dumpfheit" als eines ihrer wesentlichen Merkmale beigelegt.[99] Ja, was noch weit mehr besagt, schon in der Einleitung des Gedichtes ist die Fahrt, die den Dichter der Erkenntnis entgegenführen soll, zugleich eine Fahrt aus dem Dunkel „ins Licht", sie, die ihn diesem Ziele zufahren, sind Licht-Mädchen, die Töchter der Sonne, und sie, die ihm endlich die volle Belehrung erteilt, ist selbst ein

95) Vorsokr. 21 A 81; B 65; B 67.

96) Vorsokr. 18 A 52.

97) Vorsokr. 18 A 53.

98) Heißt es an der Anm. 97 genannten Stelle: *τὰ δὲ πρὸς ταῖς μεσημβρίαις θήλεα (βλαστῆσαι) παρὰ τὴν ἀραιότητα*, so könnten die letzten Worte ebensowohl auch lauten: *παρὰ τὴν ἁπαλότητα*. Offenbar fallen für den Dichter die beiden Ausdrücke, in ihrer Anwendbarkeit aufs Weib, so gut wie zusammen.

99) *νύκτ' ἀδαῆ*, VIII, 59.

Weib und ein Lichtwesen zugleich: Hemera, die Göttin des Tages! Konnte der Dichter deutlicher zum Ausdruck bringen, daß er zum Weib aufblickte wie zu einer ihm auch geistig überlegenen „Lichtgestalt", als indem er seine ganze Lehre einem weiblichen Lichtwesen, der Tagesgöttin, zuschob?

Dazu kommt nun eine dritte Beobachtung, vielleicht die merkwürdigste von allen: nicht nur die Gottheit, die den Parmenides belehrt, ist weiblich — es kommen (und von dieser Regel gibt es so gut wie keine Ausnahme) in seinem Gedicht überhaupt nur weibliche Gottheiten vor! Denn weiblich wie die Göttin des Tages ist auch die der Nacht (I, 9), weiblich sind die Sonnentöchter (I, 8; I, 15), weiblich die Gottheit des Rechts (I, 14; I, 28; VIII, 14) wie auch die der Pflicht (I, 28), die Belehrung wie die Wahrheit (IV, 4), die Zwangsgewalt (VIII, 30; X, 6) und die Parze (VIII, 37). Man kann einwenden, dies seien fast durchwegs vergöttlichte Abstraktionen, und Abstraktionen seien eben im Griechischen großenteils weiblich. Allein diese Einwendung versagt doch völlig gegenüber jener Göttin, die Parmenides in die Mitte des Himmels setzt und ausdrücklich als die „Lenk'rin des Weltalls" bezeichnet (XII, 3): sie ist so wenig eine bloße Abstraktion, daß (zumindest wo sie zuerst erwähnt ward) nicht einmal ihr Name genannt wird; daß aber so einer weiblichen Gottheit jene Herrscherstellung zufällt, die sonst „der Vater der Götter und Menschen" einzunehmen pflegt, das kann doch unmöglich ein Zufall sein, ja dies würde, so scheint mir, schon für sich allein den Schluß rechtfertigen, daß der Dichter, der diese Zeilen niederschrieb, das Weib ganz ungewöhnlich hoch gestellt haben muß. Nun aber ist diese Göttin, die das All lenkt, überdies dieselbe, die überall Geburt anregt und Paarung:

> Denn, was weiblich, gesellt sie dem Männlichen, daß es sich paare
> Und, was männlich, dem Weiblichen zu.

Es ist also die Göttin der Liebe, und zwar der Liebe zum anderen Geschlecht, der die Weltherrschaft eingeräumt wird, und daß sie ihr an Zeus' Stelle zufällt, haben auch schon die Alten bemerkt, denn Empedokles, wo er den von Parmenides geschilderten Weltzustand als den einer fernen Urzeit hinstellt, schildert ihn mit den Worten:[100]

Jene kannten den Kriegsgott nicht, nicht den Gott des Getümmels,
Kannten nicht Zeus, den König, nicht Kronos und nicht Poseidon,
Sondern es herrschte Kypris allein, (die Göttin der Liebe).

Alle Gottheiten also, die Parmenides kennt, sind weiblich. Die einzige Ausnahme, die es von dieser Regel gibt, ist eine solche, die sie bestätigt: der einzige Gott nämlich, dessen Namen wir in seinem Gedichte lesen, ist — Eros! (XIII).[101] Über ihnen allen aber thront als höchste der weiblichen Gottheiten — die Liebe zum Weibe!

Fassen wir diese Beobachtungen zusammen, so dürfen wir sagen: die Welt des Parmenides erweist sich unverkennbar als die Verkörperung einer wohl durchaus unbewußten, allein deswegen nicht weniger kräftig entwickelten, ausschließlich dem anderen Geschlechte zugewandten Erotik. Das weibliche Weib ist das vollkommene Weib. Und dies vollkommene Weib ist auch begabter, überhaupt vollkommener als der Mann, denn in ihm ist weit mehr von dem enthalten, was wir wohl das weibliche Prinzip nennen dürfen: das Prinzip des Feinen, Zarten, Lichten, Verständigen, das offenbar unvergleichlich wertvoller ist als das entgegengesetzte männ-

---

100) Vorsokr. 21 B 128.

101) Neben diesem mag freilich an weniger hervorragender Stelle noch ein männlicher Kriegsgott gestanden haben, wenn anders bei Cicero (Vorsokr. 18 A 37), wie es ja gewiß am nächsten liegt, „*Bellum*" als Übersetzung von *Πόλεμος* aufzufassen ist (die dort weiter genannte *Discordia* läßt auf eine Göttin Eris schließen; *Cupiditas* bezieht Diels auf Eros, Parmenides kann indes auch von einer *'Επιϑυμία* oder dergleichen gesprochen haben).

liche Prinzip: das des Festen, Plumpen, Dunkeln, Verstandlosen.[102] Diese beiden Prinzipien aber sind die Grunderscheinungen der Welt; aus ihrer Vereinigung entsteht alles; der Trieb, der sie zueinander zieht, sie paart, ist die höchste Weltmacht, die oberste Gottheit!

Und nun die vierte und letzte Beobachtung, jene, um derentwillen alles Bisherige gesagt ist, die uns erst an das wahre Problem heranführt, um uns — oder doch um mich — dort fast ratlos zu verlassen: diese die Geschlechtsliebe verkörpernde, von der Geschlechtsliebe beherrschte Welt — lehnt Parmenides ab! Er verwirft sie aufs schärfste, erklärt sie für unwirklich, für eine bloße Ausgeburt menschlichen Wahnes. Und was diesen Wahn als Wahn kennzeichnet, ist eben dies, daß er zwei gegensätzliche Grunderscheinungen annimmt, diese sich miteinander paaren läßt, an diese Paarung Geburt, Entstehung, Werden geknüpft denkt. In der wahren Welt, so versichert er immer wieder, gibt es kein Werden, kein Entstehen und Vergehen; in ihr gibt es auch nicht eine Zweiheit von Erscheinungen, die sich miteinander paaren könnten, so daß dann aus dieser Paarung ein Neues hervorginge.

102) Theophrast (Vorsokr. 18 A 7) sagt, Parmenides habe das Dichte und Kalte als das „stoffliche" Prinzip gedacht, das Dünne und Warme dagegen als „das Wirkende und Tätige". Stammten diese Ausdrücke von Parmenides selbst, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob darin nicht ein Widerspruch gegen die von mir vorausgesetzte mehr weibliche Natur des Lichtes, die mehr männliche des Dunkeln liege. Nun bringt es ja aber das Wesen der Sache mit sich, daß man eine Mischung von Licht und Dunkel eher auf das Eindringen von Lichtstrahlen in die Finsternis als auf den umgekehrten Vorgang zurückführen wird. So schreibt denn auch Parmenides XII, 2: Da fährt ein Teil der Flamme dazwischen. Aus diesen Worten und etwa noch aus einigen andern, ähnlichen glaubte dann Theophrast den „stofflichen" Charakter des Dunkeln, den „wirkenden" des Lichten bei Parmenides ableiten zu können, was ihm dann spätere Doxographen ohneweiters nachsprachen (Vorsokr. 18 A 1; A 23). Scheut er sich doch auch nicht, die Grunderscheinungen des „Wahnes" ohneweiters „Feuer und Erde" zu nennen, was Aristoteles noch nicht wagte („Er setzt zwei Ursachen . . ., Warmes und Kaltes, womit er etwa Feuer und Erde meint, *οἷον πῦρ καὶ γῆν λέγων*, Vorsokr. 18 A 24) und was Simplicius, da er den Wortlaut des Gedichts vor sich hatte, alsbald berichtigte (*πῦρ καὶ γῆν ἢ μᾶλλον φῶς καὶ σκότος*, Vorsokr. 18 A 34).

In dieser wahren Welt gibt es nur eines und dies eine ist ein Sächliches: das „Seiende", dies eine sächliche Seiende aber ist unentstanden und unvergänglich, ewig unveränderlich und unbeweglich ... Parmenides glaubte diese Sätze aus dem Begriffe des Seins ableiten zu können: man braucht nicht Psychoanalyse studiert, man braucht nur Nietzsche gelesen, nur die Luft des zwanzigsten Jahrhunderts geatmet zu haben, um zu wissen, daß niemand aus rein und ausschließlich logischen Gründen das Zeugnis seiner eigenen Sinne verwirft. Allein, wenn ich mich nun frage: woher erhob sich in diesem in der Vollkraft der Jahre stehenden, anscheinend von gesunder Erotik erfüllten Manne die Kraft, die ihn dazu vermochte, den Augenschein zu leugnen, die Welt, in der sich für ihn sein durchaus gesundes Fühlen verkörperte, für bloßen Wahn zu erklären — dann versagt mir die Antwort. Gewiß wird man annehmen dürfen, daß Parmenides, indem er die Welt verwarf, in der sich ihm seine Erotik verkörperte, sich eben auch gegen diese Erotik aufgelehnt, in dem Gedanken an das eine, ewige, sächliche Seiende Befreiung von ihr gesucht und vielleicht auch gefunden hat.[103] Allein die aufgeworfene Frage ist damit nicht beantwortet: woher kam dem Parmenides der Wunsch, nach einer solchen Befreiung zu streben? Woher kam ihm die Kraft, sie ins Werk zu setzen? ... Habe ich es wahrscheinlich gemacht, daß für

103) Vielleicht darf hier auch an die auffallenden Worte erinnert werden, mit denen (nach Vorsokr. 18 A 1) Sotion berichtete, daß Ameinias den Parmenides für die pythagorische Lebensweise gewonnen habe: dieser, sagte er, sei von jenem „für die Stille gewonnen worden" — Worte, durch die, wie ich schon sagte (vgl. o. Anm. 5), vielleicht noch eine Zeile der Inschrift auf dem Grabtempelchen durchscheint, das Parmenides dem Ameinias errichtet hat:

Da mich der treffliche Mann heiliger Stille gewann.

Unter der heiligen „Stille" ist wohl ganz allgemein das der Welt mit ihren Geschäften und Kämpfen, Genüssen und Entbehrungen abgekehrte, der bloßen Betrachtung gewidmete Leben des Denkers zu verstehen. Daß er ihn für dies — wie man später sagte — „theoretische Leben" gewonnen habe, durfte Parmenides dem Ameinias bezeugen, auch wenn er sich dessen pythagorische Lehre nicht angeeignet hatte oder von ihr wieder abgewichen war.

den ersten Abendländer, der die Wirklichkeit der sinnlichen Erscheinungswelt geleugnet hat, diese Welt durch und durch von Erotik durchtränkt war, so ist ja auch dies Ergebnis gewiß des Festhaltens wert; allein auf die weit größere und schwierigere Frage, warum er nun die Wirklichkeit dieser von Erotik durchtränkten Welt leugnen *wollte* und wie er sie leugnen *konnte* weiß ich keine Antwort.[104]

2. *Sokrates*

Sokrates lebte in Athen etwa 469 bis 399 v. Chr. Sein Vater war der Steinmetzmeister Sophroniskos.[105] Seine Mutter, Phainarete, war in erster Ehe mit einem gewissen Chairedemos vermählt gewesen von dem sie einen Sohn, Patrokles, hatte;[106] in vorgerückten Jahren vielleicht erst nach dem Tode des Sophroniskos, brachte sie sich als Geburtshelferin und Heiratsvermittlerin fort.[107] Den Patrokles bezeichnete Sokrates noch als reifer Mann als „seinen Bruder“ er lebte noch, als Sokrates etwa vierundsechzig Jahre alt war;[108] sonst hatte dieser entweder überhaupt keine Geschwister gehabt oder sie waren doch früh gestorben.[109] Aus der Jugend des Sokrates

104) Immerhin sei angemerkt, daß sich auch in Indien ein gewisser Zusammenhang zwischen Leugnung der äußeren Wirklichkeit und Ablehnung der Geschlechtlichkeit behaupten ließe; denn mag diese Leugnung dort zuerst von buddhistischen Bhikshus oder von vedantistischen Yogins ausgegangen sein — in *beiden* Fällen handelt sich's um Angehörige einer mönchsartigen Bruderschaft, zu deren ersten Pflichten vollkommene Keuschheit gehörte.

105) Der Name des Vaters Plato, Laches 180 de; Xenophon, Hell. I 7, 15. Sein Beruf im allgemeinen angedeutet Pl. Euthyphro 11 b; dafür, daß er gerade Steinmetz, nicht etwa Bildhauer oder Erzgießer war, ist der älteste Zeuge Menedem aus Pyrrha bei Porphyr, Gesch. der Philos. Frg. 11 Nauck, dann auch Diog. Laert. II, 1 u. A.

106) Pl. Euthyd. 297 e. Daß Chairedem der *erste* Mann der Phainerete war, ist nirgends überliefert, wird aber wohl mit Recht angenommen, da Laches 180 e vorausgesetzt zu sein scheint, daß Sophroniskos nicht allzu lange vor der Zeit des Gesprächs (zwischen 424 und 415) gestorben war, also kaum viel vor 440. Da war Sokrates etwa 29 Jahre alt und seine Mutter hätte kaum mehr einen Sohn geboren.

107) Pl. Theaet. 149 a; 149 b; 149 d.

108) Kirchner, Prosopographia Attica Nr. 11697.

109) Dies erhellt aus der Anm. 106 angeführten Euthydem-Stelle.

wissen wir fast nichts. Etwa ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode erzählte man, er habe sich frühzeitig gegen seinen Vater aufgelehnt: dieser habe ihn als Lehrburschen verwenden wollen und ihm häufig den Auftrag gegeben, ihm sein Handwerkszeug da- oder dorthin zu tragen, Sokrates aber habe sich um solche Aufträge nicht gekümmert und sei nach seinem Belieben umhergestreift.[110] Ein mißgünstiger Berichterstatter fügte hinzu, er habe nichts Rechtes gelernt, und das habe man auch noch in späteren Jahren daran bemerken können, daß er beim Lesen gestottert habe wie ein Kind und auch beim Schreiben das Geschriebene stockend vor sich hinsagte; wer zugegen war, habe lachen müssen.[111] Im Alter von siebzehn Jahren, so erzählte man weiter, habe er eine für sein Leben entscheidende Bekanntschaft gemacht: es näherte sich ihm nämlich ein gewisser Archelaos, ein Naturforscher aus der Schule des Anaxagoras: dieser stellte sich, als wäre er in ihn verliebt und gewann so seine Freundschaft, Sokrates aber schloß sich ihm eng an und verlebte viele Jahre in vertrautem Umgang mit ihm.[112] Und in der Tat wissen wir, daß beide, als Sokrates etwa dreißig Jahre alt war, zusammen den Feldzug nach Samos mitgemacht haben.[113] Durch Archelaos sei denn auch in Sokrates das Interesse für wissenschaftliche Fragen geweckt worden. Archelaos

110) Porphyr, Gesch. d. Philos. Frg. 12 Nauck. Die Nachricht scheint einem sokratischen Gespräch entlehnt, das älter war als Aristoxenos; denn schon dieser las aus der unmittelbar folgenden Nachricht über Sokrates und Archelaos ein päderastisches Verhältnis beider heraus (Frg. 1 Müller).

111) Porphyr, a. a. O. Frg. 11 Ende, wohl aus Aristoxenos.

112) Ebd. Frg. 12.

113) Ion v. Chios bei Diog. Laert. II, 22; vgl. Diels, Vorsokr. 47 A 3. Aber vielleicht sprach Ion gar nicht vom Philosophen Sokrates, vielmehr vom Strategen (v. Wilamowitz, Philol. Unterss. I 24[0]; Joel, Geschichte d. antik. Philos. I 758)? Dann müßte die auf Sokrates zielende Bemerkung „als er jung war“ später beigesetzt sein. Und das ist an und für sich denkbar. Allein von einer Beziehung Sokrates’ zu Archelaos wußte man schon vor der Zeit des Aristoxenos (vgl. Anm. 110), sie ward also gewiß nicht nur aus Ions Reise-Erinnerungen mißverständlich herausgelesen. Dann ist aber die Annahme, schon Ion selbst habe vom „jungen“ Philosophen Sokrates gesprochen, immerhin einfacher (so jetzt auch v. Wilamowitz, Platon I 96[4]).

beschäftigte sich vor allem mit Fragen der Naturphilosophie (Grund- und Urstoffe, Weltbildung) und erwarb sich insbesondere Verdienste um die Begründung der Akustik: es ist wohlbeglaubigt, daß auch Sokrates in seiner Jugend über solche Fragen nachgedacht und Lehren des Archelaos auch noch zu einer Zeit vertreten hat, zu der seine persönliche Beziehung zu diesem schon hinter ihm lag.[114] Archelaos nahm wie sein Lehrer Anaxagoras eine höchste Weltvernunft an, als deren Trägerin ihm aber, wie seinem Zeitgenossen Diogenes aus Apollonia, die Luft galt, und auch als Vertreter dieser Ansicht ist Sokrates später (als er etwa siebenundvierzig Jahre alt war), wohl nicht mit Unrecht, verspottet worden.[115] Archelaos scheint aber auch als erster den Fortschritt der menschlichen Gesittung als etwas grundsätzlich von aller bloß natürlichen Entwicklung Verschiedenes betrachtet und in diesem Sinne dem „Wachstum" die „Satzung" entgegengestellt zu haben.[116] Wenn also Sokrates sich späterhin immer mehr den Fragen der Naturwissenschaft ab- und solchen des Menschenlebens zugewandt, ja sogar das Recht geradezu für (teils göttliche, teils bloß menschliche) Satzung erklärt hat, so wird auch hiezu der Einfluß des Archelaos bei-

114) Pl. Phaedo 96a ff. Vgl. auch Aristophanes, Wolken 164 mit Vorsokr. 47 A 1/17.

115) Vgl. Wolken 198; 230; 264; 627; 667; 762 mit Vorsokr. 47 A 12 (vgl. A 10 und A 18). Da die von Aristophanes verspottete Lehre mit der des Diogenes aus Apollonia vielfach genau übereinkommt, glaubte Diels (35. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner 1881, 106) erwiesen zu haben, der Komiker habe Sokrates die Anschauungen dieses Naturphilosophen zu Unrecht in den Mund gelegt. Allein das heißt die Originalitätssucht der Denker jener Zeit überschätzen, die einander ihre Ansichten vielfach entlehnten. Aristoteles bemerkt ausdrücklich, die Luftlehre des Diogenes sei ihm nicht allein eigentümlich (Vorsokr. 51 A 20); sie kann somit sehr wohl auch von Archelaos geteilt worden und von diesem auf Sokrates übergegangen sein.

116) Anaxagoras hatte die Entstehung der menschlichen Gesittung als ein wesentliches Stück der Weltbildung angesehen (Vorsokr. 46 B 4; B 21b). Ebenso schloß wohl auch des Archelaos Darstellung der Weltbildung mit einem Hinweis auf die Gründung der Städte und die Entstehung der Künste (Vorsokr. 47 A 4/6). Hob er nun trotzdem hervor, Recht und Unrecht bestünden nicht auf Grund natürlichen Wachstums, vielmehr auf Grund menschlicher Festsetzung (Ebd. A 1), so sollte damit vermutlich die Entstehung der Gesittung von der Entwicklung des Weltalls abgetrennt und einer besonderen Untersuchung vorbehalten werden.

getragen haben.[117] Als Sokrates etwa vierzig Jahre alt war, verließ Archelaos Athen,[118] und erst seit dieser Zeit scheint Sokrates die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben. Zum mindesten wird uns seine Gestalt erst seit 430 — vor allem durch den Spott der Komödie — einigermaßen greifbar.[119]

Sokrates erschien seinen Zeitgenossen — und zwar auch jenen, die ihm leidenschaftlich ergeben waren — außergewöhnlich häßlich: auf einem nicht einmal mittelgroßen Körper[120] saß ein Kopf mit „krebsartig" vorstehenden Augen, wulstigen Lippen und einer kurzen Stumpfnase, deren Nasenlöcher dem Beschauer weit geöffnet entgegenstarrten;[121] die ganze Erscheinung glich der eines Silens.[122] Und waren so die Züge des „Silens" an und für sich wenig einnehmend, so wurde dieser Eindruck noch verstärkt durch seine Art, sich zu tragen und zu bewegen. Sein Äußeres war auffällig ungepflegt: eine bleiche Gesichtsfarbe zeugte von unzureichender Ernährung; das Haar wallte lang herab; die Füße waren unbeschuht und nicht bloß ihnen, auch dem Körper war es anzumerken, daß er nur selten, aus besonders festlichem Anlaß, ge-

117) Xen. Erinn. IV 4, 12; 19; 25. Antiphon hatte (Vorsokr. II⁴, Nachtr. p. XXXII) von einem „natürlichen" Recht gesprochen, dessen Übertretung sich selbst bestrafe. Erklärt nun Sokrates dies natürliche Recht selbst für ein (freilich ungeschriebenes und von Göttern, nicht von Menschen gegebenes) Gesetz, so scheint er damit den Satz des Archelaos (Recht = Gesetz) gegen Antiphons Widerspruch zu verteidigen.

118) Vorsokr. 46 A 7.

119) Den Wert der Komiker-Stellen für unser Sokrates-Bild und die Grundsätze, die sie uns für die Bewertung der Sokratiker-Nachrichten aufzwingen, habe ich dargelegt in dem Aufsatz „Die sokratische Frage als geschichtliches Problem" (Histor. Zeitschr. 1924); die entsprechenden Folgerungen, die aus der Anklage des Meletos und seiner Genossen zu ziehen sind, in dem Aufsatz „Die Anklage gegen Sokrates und ihre Bedeutung für die Sokrates-Forschung" (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum 1924). Das dort Gesagte kann ich hier nicht wiederholen. Wo daher im Folgenden für eine Angabe des Textes die Anmerkungen Belege oder Erläuterungen schuldig zu bleiben scheinen, sind diese in den zwei angeführten Aufsätzen zu finden.

120) Dies möchte ich aus Pl. Phaedo 102b schließen, wo als Beispiel einer bloß beziehungsweisen Größenbestimmung angeführt wird: „Sokrates ist kleiner als Simmias, Simmias kleiner als Phaidon".

121) Xen. Gastm. V, 5 bis 7.

122) Pl. Gastm. 215ab.

badet wurde.[123] Dazu trat ein eigenartig stolzer, ein gewisses Absonderungsbedürfnis verratender Gang; die Augen wurden rasch hin- und hergeworfen[124] und blickten bald diesem, bald jenem starr ins Gesicht.[125] Sokrates' ganzes Wesen hatte denn auch etwas Prophetenhaftes, Weltabgewandtes, Jenseitiges, Entrücktes. Und wirklich ward er von Zeit zu Zeit auch von förmlichen Entrückungs- und Versenkungszuständen heimgesucht: am ungeeignetsten Ort, auf dem Wege zu einem Festessen oder mitten im Heerlager, konnte er plötzlich stehen bleiben und nun, wie in tiefe Gedanken versunken, eine Stunde, zwei Stunden, aber auch vierundzwanzig Stunden unbeweglich dastehen.[126] Doch auch sonst fehlte es in seinem Leben nicht an Zügen, die er auf das Eingreifen übermenschlicher Kräfte zurückführte: in lebhaften Traumgesichten wurde ihm Kommendes vorhergesagt und dies oder jenes aufgetragen; so hörte er insbesondere immer wieder und noch kurz vor seinem Ende als Siebzigjähriger im Traum eine Stimme: „Sokrates, mach' Musik und sei fleißig!"[127] Vor allem aber war es ihm sehr oft auch im Wachen, als höre er eine Stimme, die ihm dies oder jenes, was er gerade tun oder sagen wollte, verbot: es waren scheinbar gleichgültige Dinge, allein hinterdrein ward es ihm fast immer klar, daß er oder einer seiner Freunde durch die Stimme

123) Aristoph. Wolken 103; 885; Vögel 1282; 1554; Pl. Phaedo 64b; Gastm. 174a; Xen. Gastm. I, 7.

124) Wolken 362; vgl. Pl. Gastm. 221b. βρενθύεσθαι bedeutet bald sich für etwas zu gut dünken (Bruchstück eines unbekannten Komikers Nr. 506 Kock), bald auf etwas stolz sein (Athenaios XV, 625b), bald sich gekränkt fühlen (Aristophanes, Friede 26; Lysistrate 887; Lukian, Die gemieteten Freunde 37, p. 697), ursprünglich natürlich sich benehmen wie der Vogel Brenthos (der aber bei Aristoteles bald als See- und Raubvogel, bald als Berg- und Singvogel erscheint: Tiergeschichte IX 1, 609b 24 und IX 11, 615a 15). Etwas Abweisendes und Stolzes will der Ausdruck dem Sokrates gewiß anheften, und das wird durch den Zusammenhang, in dem Platon ihn anführt, bestätigt. Als einen Mann, der sich absondert, zu den Menschen nur herabläßt, schildert ihn Aristophanes gleich bei seinem ersten Auftreten, Wolken 222 ff.

125) Pl. Phaedo 117b.

126) Pl. Gastm. 175ab; 220cd.

127) Pl. Phaedo 60e; vgl. Apol 33c; Crito 44a.

vor ernsterem oder weniger ernstem Schaden bewahrt worden war. Daher er denn fest davon überzeugt war, daß diese wunderbare Stimme nur von der höchsten Gottheit ausgehen könne: von jener höchsten Vernunft, die, einem kunstreichen Meister vergleichbar, die Welt hervorbringe und in Ordnung halte, ihm, Sokrates, aber offenbar ihre Fürsorge ganz besonders angedeihen lasse, weshalb er sich denn auch, ihres Schutzes gewiß und in diesem Schutz geborgen, aller Besorgnis vor irgendwelchen irdischen Gefahren durchaus entschlagen dürfe. Doch darf dies nicht so ausgelegt werden, als hätte sich Sokrates etwa um irdische Dinge überhaupt nicht gekümmert: vielmehr galt gerade ihnen und ihrer Verbesserung nahezu sein ganzes Trachten und Wirken.

Daran, daß Sokrates seine Bürgerpflicht im Krieg wie im Frieden vorbildlich erfüllt hat, ist nicht zu zweifeln: die Beschwerden des Winterfeldzugs von Potidaia (431 bis 429) ertrug er wie kein anderer,[128] auf dem Rückzug von Delion (424) bewies er die größte Ruhe und Umsicht.[129] Als erloster Vorsitzender der Volksversammlung (406) trotzte er ganz allein dem Toben der Menge, die unbeliebten Angeklagten ein ihnen gesetzlich zustehendes Recht verkürzen wollte,[130] und unter der Herrschaft der Dreißig (404) weigerte er auf jede Gefahr hin dem Befehl Gehorsam, an einer gesetzwidrigen Verhaftung teilzunehmen.[131] Aus freien Stücken hat sich Sokrates am Staatsleben freilich nicht beteiligt,[132] allein der Lebensplan, dem er sein eigenes Leben unterwarf, sollte nicht nur ihn selbst der irdischen Zufriedenheit so nahe als möglich bringen: indem er auch andere

128) Pl. Gastm. 221e ff.; vgl. Apol. 28e; Charm. 153a; Xen. Erinn. IV 4, 1.

129) Pl. Gastm. 221a; Laches 181b.

130) Xen. Hell. I 7, 15; Erinn. IV 4, 2; Pl. Apol. 32b.

131) Xen. Erinn. IV 4, 3; Pl. Apol. 32c; 7. Brief 324e ff

132) Pl. Apol. 31c ff. Doch scheint Sokrates mehr als einmal zum Ratsherrn erlost worden zu sein, denn das Gorgias 473e ff. Berichtete paßt nicht zu seinem in Anm. 130 besprochenen Auftreten als solcher; auch würde eine Beziehung auf dieses anderen Zeitumständen des Gespräches widersprechen (vgl. v. Wilamowitz, Platon I, 211[2]).

von der Richtigkeit dieses Lebensplanes zu überzeugen suchte, wollte er mittelbar auch den gesamten Zustand seiner Vaterstadt verbessern.

Dieser Lebensplan hatte, ganz im allgemeinen betrachtet, den Vorsatz zum Mittelpunkt, in Fragen, die menschlicher Einsicht nicht grundsätzlich entzogen sind (und in denen man am besten tut, den Winken der Gottheit oder aber Brauch und Herkommen zu folgen),[133] sich nie an eine andere Richtschnur als an die der eigenen Einsicht zu halten, die Autorität des Wissens höher zu stellen und zu achten als jede andere: denn nur der Erkenntnis gemäßes Handeln ist richtiges Handeln, das Bewußtsein, richtig zu handeln, aber verleiht schon an und für sich eine Befriedigung, mit der keine andere sich vergleichen kann.[134] Als das der Erkenntnis einzig gemäße Leben erweist sich nun aber ein Leben der Selbstbeherrschung und freiwilligen Entbehrung, Abhärtung und Ertüchtigung, denn nur das, worauf wir verzichten gelernt haben, werden wir auch zu entbehren wissen, wenn es uns abgeht, und auch ein wirklich starker Genuß stellt sich nur dann ein, wenn ihm eine lange und fühlbare Entbehrung vorangegangen ist.[135] Solchen gelegentlichen Genüssen wie Festmahlen und Trinkgelagen war denn auch Sokrates durchaus nicht abhold, ja seinem Ertüchtigungsplan fehlt überhaupt völlig jedweder lebens- und genußfeindliche Zug. Böse Zungen des nächsten Jahrhunderts behaupteten sogar, in seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht habe Sokrates eher ein Zuwenig als ein Zuviel an Selbstbeherrschung gezeigt, ohne daß er freilich etwas Unrechtes getan hätte — habe er sich doch, außer mit seiner Frau[136], nur mit öffentlichen Dirnen eingelassen. Und diese Nachricht, so schlecht

133) Xen. Erinn. I 1, 6 bis 9.

134) Xen. Erinn. I 6, 9; IV 8, 6; Apol. 5.

135) Xen. Erinn. I 2, 1; I 3, 5 bis 8; I 6, 2 bis 3; 6, 7; IV 5, 9 (vgl. Hiero I, 25; Dio Chrys. VI 12); Pl. Gastm. 219[d]; 220[a].

136) Eigentlich „seinen (beiden) Frauen" *(ἢ γὰρ ταῖς γαμεταῖς ἢ ταῖς κοιναῖς χρῆσθαι μόναις)*; vgl. u. Anm. 199. Daß von Sokrates eigenen Frauen die Rede ist, erhellt aus den vorhergehenden Worten: *ἀδικίαν δὲ μὴ προσεῖναι.*

ihre Bezeugung auch ist,[137] sagt doch insofern gewiß etwas Wahres, als Sokrates Verhältnisse der zuletzt erwähnten Art offenbar nur als unschädliche Vergnügungen beurteilt, leidenschaftliche Zuneigung dagegen sicherlich nur für Knaben empfunden hat.[138] Noch glaubwürdiger scheint es, wenn ihm eine Neigung zum Jähzorn nachgesagt wird („vom Zorn erhitzt habe er sich in Wort und Tat zum Äußersten hinreißen lassen").[139] Gewiß ist jedenfalls, daß einer seiner leidenschaftlichsten Bewunderer von ihm erzählte, ein Physiognomiker habe aus seiner Erscheinung geschlossen, es müßten ihm alle möglichen lasterhaften Neigungen eigen sein; darüber hätten seine Freunde gelacht, als welche wußten, wie hievon gerade das Gegenteil gelte; allein Sokrates selbst habe geantwortet: „Du hast ganz recht gesehen, nur bin ich über all diese Neigungen Herr geworden."[140] In der Tat hat Sokrates in seinen Zeitgenossen den Eindruck eines zu voller innerer Ruhe und Harmonie gelangten, durchaus glücklichen und zufriedenen Mannes hinterlassen.[141]

Zu einem Leben wie dem seinen wollte aber nun Sokrates auch die Jugend erziehen, ja er war überzeugt, auf diesem und nur auf diesem Wege nicht nur deren eigenes Glück, vielmehr auch das der Stadt befördern zu können. Zwar wird man nicht sagen dürfen, daß Sokrates die für ihn bezeichnenden Gespräche ausschließlich mit jungen Leuten führte: abgesehen davon, daß auch zu seinem

137) Aristoxenos Frg. 28 Müller.

138) Xen. Erinn. I 3, 14; II 1, 5; II 2, 4 (vgl. Antisthenes bei Xen. Gastm. IV 38 und bei Diog. Laert. VI 3).

139) Aristoxenos Frg. 28 Müller. Wenn dieser sich freilich für das Schlechte, das er Sokrates wie andern großen Männern nachsagte, auf Erzählungen seines Vaters Spintharos berief, so halte ich das für literarische Fiktion; für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Sokrates und Archelaos hat er offenbar aus schriftlichen Quellen geschöpft, das aus ihnen Geschöpfte aber mit dem Schmutze seines Übelwollens getrübt und nicht anders werden auch seine übrigen Nachrichten zu beurteilen sein.

140) Über die Geschichte vom Physiognomiker Zopyros, die allem Vermuten nach aus dem gleichnamigen Gespräch des Phaidon stammt, s. Zeller, Ph. d. Griech. II 1⁴, 64⁰ und v. Wilamowitz, Hermes XIV 187 f.

141) Xen. Erinn. I 6, 14; IV 8, 11; Pl. Phaedo 58e.

engeren Kreise ältere Freunde wie Kriton gehörten, wie auch davon, daß er wohl auch zu manchen Älteren, wie vor allem zu dem großen Tragiker Euripides, in rein freundschaftlicher Beziehung stand, kennen wir neben den Gesprächen, in denen Sokrates Jüngere belehrt, auch solche, in denen er von Älteren oder Gleichaltrigen zu lernen sucht. Es sind das dann regelmäßig Meister irgend einer Kunst: Maler, Bildhauer, Panzerschmiede,[142] vor allem aber natürlich die Meister der vornehmsten und eben damals neu aufgekommenen Kunst, die berufsmäßigen Lehrer der Rede- und der Staatskunst.[143] Solchen nähert sich Sokrates, indem er ihnen zu verstehen gibt, er fühle sich in irgend einer Frage völlig unwissend und erwarte von ihnen sehnlichst endgültige Belehrung; dann legt er ihnen seine Frage vor. In einzelnen Fällen mag er sich dann wohl bei der erteilten Antwort beruhigt haben;[144] meist bildete diese nur den Ausgangspunkt zu neuer Fragestellung — und siehe da, Frage reiht sich an Frage, aus Belehrung heischenden werden widerlegende Fragen, immer entschiedener reißt Sokrates die Führung des Gesprächs an sich, zum Schluß stellt sich's heraus, daß der Meister und Lehrer gewiß nicht mehr, eher weit weniger weiß als der fragende Schüler, so daß, wenn schon zuletzt beide nichts Rechtes wissen mögen, Sokrates doch insofern der Klügere ist, „als er wengstens

142) Xen. Erinn. III 10; vgl. Pl. Apol. 22c ff.

143) Gespräche mit Sophisten bei Xenophon, Erinn. I, 6 (Antiphon) und IV 4 (Hippias) wie bei Platon (Euthydemos, Protagoras, Gorgias, Hippias, Kratylos in den gleichnamigen Dialogen, dazu noch Thrasymachos im Staat); dann mit Politikern (Xen. Erinn. I 2, 33 ff.; III 2; III 3; III 4; Pl. Apol 22b ff.), weiter mit Dichtern (Pl. Apol. 22a) und Rhapsoden (Platons Ion), endlich mit einem Fachmann des religiösen Formel- nnd Opferwesens (Platons Euthyphron). Dazu, wenn man will, noch mit dem Mathematiker Theodoros in Platons Theaetet (um die ohne Zweifel von Platon erdichteten Gespräche mit Pythagoreern und Eleaten nicht zu nennen).

144) Die Nachrichten, die ich Sophistik und Rhetorik S. 90 ff. zusammengestellt habe, geben Anlaß zu dem Gedanken, Sokrates möge sich so öfters z. B. dem Sophisten Prodikos gegenüber verhalten haben, dessen Untersuchungen über die Bedeutungsunterschiede der Wörter den sokratischen Fragen nach dem Wesen des Guten, Anständigen, Gerechten usw. ohne Zweifel die Bahn geebnet haben.

dies eine weiß, daß er nichts weiß".[145] Meist handelt sich's dabei um die Frage nach dem Wesen eines sittlichen Grundbegriffs: „Du willst die jungen Leute lehren, rechtschaffen sein; wie also erklärst du das Wesen der Rechtschaffenheit, was ist rechtschaffen? Nicht töten, nicht täuschen? Aber im Krieg müssen wir doch die Feinde töten und täuschen. Die Freunde nicht täuschen? Aber müssen wir nicht einen Kranken täuschen, um ihm listig das Heilmittel einzuflößen, das er sich wissentlich zu trinken weigert? . . . Du weißt also nicht, was Rechtschaffenheit ist? Wie willst du sie dann lehren?"

Im Mittelpunkt der Sokratischen Wirksamkeit steht trotz alledem sein Verhältnis zur Jugend. Seine Gespräche mit dieser unterscheiden sich allerdings nicht grundsätzlich von den soeben gekennzeichneten: der hier wiedergegebene Gedankengang findet sich ebensowohl in einer Unterredung mit einem Jüngling wie in einer solchen mit einem Lehrer der Rhetorik.[146] Allein das Gespräch findet in beiden Fällen nicht die gleiche Fortsetzung, es führt zu anderen Wirkungen, es hebt sich vor allem von einem ganz verschiedenen Gefühlshintergrund ab. Während der bloßgestellte Lehrer von Sokrates mehr oder weniger aufgebracht scheidet, pflegt der seiner Unwissenheit überführte Jüngling in sich zu gehen: er sieht ein, daß er sich für das tätige, vor allem für das öffentliche Leben nicht eignet, solang er noch nicht einmal die Grundbegriffe der Lebensführung ihrem Wesen nach richtig zu erklären vermag; Sokrates unterstützt diese Einsicht, indem er ihm vorhält, daß er sich um lauter Nebensachen bemüht, statt um die eine Hauptsache, wenn er von Ruhm, Macht und Reichtum träumt statt von dem, was ganz allein zu Ruhm, Macht und Reichtum führen, aber auch ganz allein ihren Besitz zu einem ersprießlichen und darum wünschenswerten machen kann:

145) Pl. Apol. 21 d.

146) Xen. Erinn. IV 2, 13 bis 18; Pl. Staat I, 331 c. Vgl. auch Pl. Über Gerechtigkeit 374 b ff.

von der Ausbildung seines Innern, dem Reifen seiner Erkenntnis! Und da bricht dann wohl ein gut veranlagter Jüngling schluchzend in sich zusammen[147] und schließt sich auf Gedeih und Verderb dem Sokrates an, wird zu einem „Freund", einem Jünger des Meisters! Über dem Verhältnis des Meisters zu seinen Jüngern, seinen „Freunden" aber schwebt, mehr oder weniger fühlbar, mehr oder weniger ausgesprochen, ein Hauch leidenschaftlicher Knabenliebe: einmal nähert sich Sokrates dem Jüngling geradezu als der erklärte Anbeter, der ihn schon lange verfolgt und schweigend bewundert; ein anderesmal ist er nur leidenschaftlich erregt durch den Anblick seiner Jugendblüte; ein drittes Mal hat es ihm nur der Lerneifer oder die Frühreife seines Mitunterredners angetan.[148] Darin aber sind all unsere Zeugen einig, daß sie Sokrates die höchste Empfänglichkeit für Knabenschönheit beilegen,[149] ja ihn in „immerwährender Verliebtheit" dahinleben lassen.[150] Ebenso freilich auch darin, daß er niemals auch nur den schwächsten Versuch gemacht hat, einen Knaben körperlich zu besitzen: gerade den, den er am heftigsten liebte, läßt Platon erzählen, er habe sich dem Sokrates förmlich angetragen, sei eine Nacht lang mit ihm unter einer Decke gelegen, allein als er sich am Morgen erhob, sei es nicht anders gewesen, als hätte er bei seinem Vater oder seinem älteren Bruder gelegen.[151] Ja, auch als Grundsatz hat Sokrates es ausgesprochen: die körperliche Vereinigung mit dem geliebten Knaben sei etwas Schweinisches,[152] ja schon das Verlangen nach ihr mache den Liebenden unfrei, erniedrige ihn zu einem Bettler, einem Sklaven des

147) Pl. Gastm. 215e; Aischines aus Sphettos, Frg. 9 bis 10 Dittmar; vgl. Xen. Erinn. IV 2, 23; Pl. Apol. 29d; Kleitophon 407a ff. = Dio Chrys. XIII 16.

148) Alkibiades (Pl. Protag. 309a; Gorg. 481d); Charmides (Pl. Charm. 154c); Theaitetos in Platons gleichnamigem Gespräch; vgl. Xen. Erinn. IV 1, 2.

149) Xen. Gastm. IV, 27 bis 28; vgl. Erinn. I 3, 12 bis 13; Pl. Charm. 155cde; Phaedr. 257a.

150) Xen. Erinn. II 6, 28; Gastm. VIII, 1 bis 2; Pl. Charmides 154b.

151) Pl. Gastm. 218b bis 219d. Vgl. Xen. Erinn. I 3, 14.

152) Xen. Erinn. 1 2, 30.

Geliebten:[153] der wahrhaft Edle liebt nur mit der Seele und liebt auch nur die Seele des geliebten Knaben; einzig und allein darauf ist er bedacht, diesen klüger und einsichtiger, eben damit aber auch besser und glücklicher zu machen.[154]

Die Jünglinge, die Sokrates so für sich gewonnen hatte, hingen ihm vielfach auch ihrerseits leidenschaftlich, manche nicht ohne

153) Xen. Erinn. I 2, 29; I 3, 11; Gastm. VIII, 23. Daher soll denn auch Sokrates der Umgang mit einem ungeliebten Knaben immer noch weniger unheilvoll erschienen sein als der mit einem geliebten (Xen. Erinn. I 3, 14).

154) Xen. Erinn. II 6, 30 bis 32; IV 1, 2; Gastm. VIII, 12 bis 42; Pl. Phaedr. 256 ab; Staat 403 abc. Die besonders in Xenophons „Gastmahl" und in Platons „Phaidros" vorgetragene Lehre des Sokrates, der geliebte Knabe solle sich dem Liebhaber nicht körperlich hingeben, beide sollten sich mit der rein seelischen Liebe begnügen, wird erstaunlicherweise noch immer ganz allgemein mit der in Platons „Gastmahl" von Pausanias vertretenen Ansicht verwechselt, der Geliebte solle sich nur dem Liebhaber körperlich hingeben, der nicht bloß seinen Körper, sondern auch seine Seele liebt (Pl. Gastm. 181 b ff.). Da Pausanias die Meinung, auch die Hingabe an den die Seele liebenden Liebhaber sei tadelnswert, ausdrücklich zurückweist (Ebd. 182 a; 182 c), diese Hingabe vielmehr förmlich billigt (Ebd. 185 b), steht es hiemit im besten Einklang, wenn Sokrates bei Xenophon (Gastm. VIII, 32) dem Pausanias nachsagt, er habe jene verteidigt, die ihr sinnliches Verlangen nach dem Besitz schöner Knaben nicht zu beherrschen verstehen — mag nun der xenophontische Sokrates den Standpunkt des Pausanias aus Platon kennen (was nicht wahrscheinlich ist, da VIII, 34 dem Pausanias ein Argument geliehen wird, das bei Plato 178 d ff. vielmehr Phaidros benutzt) oder aus dem „Archelaos" des Antisthenes (Diog. Laert. VI 18 — denn aus diesem könnte die Erzählung von Archelaos, Pausanias und Agathon bei Aelian V. H. II 21 stammen) oder mag wirklich — und das ist immerhin das wahrscheinlichste — „Pausanias, der Liebhaber des Agathon" (Pl. Protagoras 315 de) eine Rede über Knabenliebe verfaßt haben (deswegen müßte sie noch nicht einmal aufgezeichnet worden sein; daß Athenaios V, 216 f von einer solchen Aufzeichnung nichts weiß, beweist jedenfalls nicht das Geringste). Damit, daß sich Sokrates in der Beurteilung der körperlichen Knabenliebe zu „Pausanias" in schärfstem Gegensatz befand, verträgt sich natürlich auf's beste, daß er ihm die Unterscheidung eines doppelten Eros und einer doppelten Aphrodite entlehnte: diese Unterscheidung bedeutet eben beiden etwas durchaus anderes. „Pausanias" hatte (Pl. Gastm. 180 d ff.) den Umstand, daß Hesiod die Aphrodite einmal aus dem Blute des Himmelsgottes Uranos entstehen, einmal von Zeus erzeugt werden läßt, dazu benutzt, jener ersten „himmlischen" Liebesgöttin das leidenschaftliche Verlangen nach dauernder leiblicher und geistiger Lebensgemeinschaft mit einem schönen und edlen Knaben zuzuordnen, während er der „gewöhnlichen" Aphrodite nur die rein sinnliche Begierde nach dem fleischlichen Umgang mit schönen Knaben oder auch Weibern zuwies; Sokrates dagegen (Xen. Gastm. VIII, 9 ff.) versteht unter der „gewöhnlichen" Liebe jedes Verlangen nach dem körperlichen Besitz des Geliebten und als „himmlische" Liebe gilt ihm nur die rein und ausschließliche seelische Neigung — kurz das, was wir darum „platonische" Liebe nennen, weil auch Platon im „Phaidros" den Sokrates die hier gekennzeichnete Ansicht aussprechen läßt.

deutliche Anzeichen von Verliebtheit, an:[155] es erschien ganz natürlich, daß auch sie als „Liebhaber des Sokrates“ bezeichnet werden konnten.[156] Und so lebten denn Meister und Jünger in enger Lebensgemeinschaft, meist geradezu „ihre Tage zusammen verbringend“,[157] indem sie teils gemeinschaftlich die Schriften der Dichter lasen und deren Weisheitssprüche auf ihre Haltbarkeit prüften,[158] teils öffentliche Orte wie Turnplätze, Ringschulen u. dgl. aufsuchten, wo Sokrates von den Älteren oder Jüngeren diesen oder jenen ins Gespräch zu ziehen pflegte — ein Gespräch, dem dann der ganze Chor seiner Jünger mit leidenschaftlicher Spannung folgte.[159] Soweit Sokrates mit den wissenschaftlichen Entdeckungen seiner Zeitgenossen vertraut war, überlieferte er diese auch jenen seiner Jünger, denen es hierum zu tun war und die, seiner Meinung nach, aus ihnen Nutzen ziehen konnten;[160] soweit er sich auf einem Sonder-

155) Antisthenes bei Xen. Gastm. VIII, 4 bis 6; Apollodor bei Pl. Gastm. 172 e; vgl. über Chairephon Pl. Charm. 153 b; Apol. 21 a.

156) Pl. Gastm. 173 b; vgl. Xen. Apol. 28.

157) Xen. Erinn. I 4, 1; Gastm. IV, 44.

158) Xen. Erinn. I 6, 14; vgl. Pl. Gorg. 485 d. Daß unter den „alten Weisen“ vor allem die Dichter zu verstehen sind, erhellt aus Pl. Phaedr. 235 bc; Hipparch 228 b ff.; Lysis 214 a; Io 532 d; Staat II, 365 c. Daß Sokrates sich in der Tat gern auf Dichterstellen berief und diese dann oft recht gewaltsam in seinem Sinne deutete, beweisen wohl zur Genüge die Darstellungen seiner Jünger. Denn da deutet er: Homer bei Xenophon dreimal (Erinn. I 2, 58; II 6, 10 ff.; Gastm. VIII 28 ff.), bei Platon siebenmal (Cratyl. 392 d; 402 d; Theaet. 152; kl. Hippias 370 a; Staat I, 334 ab; III, 404 bc; Minos 319 b ff.); Hesiod bei Xenophon viermal (Erinn. I 2, 57; I 3, 3; II 1, 20; IV 1, 20), bei Platon einmal (Minos 320 d; vgl. aber auch Charm. 163 bc); Orpheus bei Platon zweimal (Phaedo 69 cd; Cratyl. 402 c); Theognis bei Xenophon (Gastm. II, 4; vgl. Erinn. I 2, 20) und Platon (Meno 95 d ff.) je einmal; Simonides bei Platon zweimal (Protag. 339 e ff.; Staat I, 331 e ff.) und ebenso Pindar (Theaet. 173 e; Meno 81 bc).

159) Siehe das o. Anm. 155 über Apollodor Gesagte.

160) Daß seine Jünger bei Sokrates auch Rechnen, Raumlehre und Redekunst lernten, habe ich in dem ersten der beiden Anm. 119 genannten Aufsätze aus der Übereinstimmung der Darstellungen eben dieser Jünger mit den spöttischen Anspielungen der zeitgenössischen Komiker nachgewiesen. Auf dieselbe Art läßt sich feststellen, daß Sokrates sie gelegentlich auch über grammatische Fragen belehrte (Grammatisches im eigentlichen Sinn sowie die grammatischen Neuerungen des Protagoras Aristoph. Wolken 681 sowie 666, 851, 678, 1251; Antisthenes Frg. XIV/2 Winckelmann; Pl. Theaet. 206 d; Cratyl. 391 c; Phaedr. 267 c; richtige Abgrenzung der Wortbedeutungen gegeneinander in der Art des Prodikos Aristoph. Wolken 741; Antisthenes Frg. XII/1 Winckelmann; Xen. Erinn. III 14, 2; IV 2, 22; vgl. Oec. VI 4 und 12; Pl. Cratyl. 425 abc;

gebiet eigener Rückständigkeit bewußt war, wies er die jungen Leute an geeignete Fachlehrer und tat sich auf diese seine Meisterschaft in der „Kuppel“- und „Vermittlungs“-Kunst nicht wenig zu Gute.[161] Doch besagte all das zuletzt wenig neben der sittlichen Bildung, die ihnen aus der Lehre wie aus dem Vorbild des Meisters zufloß. Diese Lehre läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen.

Wahrhaft wertvoll ist einzig die Erkenntnis: ihr allein verdankt es der Mensch, wenn er (anders als ganz gelegentlich und zufällig) etwas Gutes oder Nützliches erreicht und davon (anders als ganz gelegentlich und zufällig) einen vernünftigen, zweckmäßigen Gebrauch macht. Erkenntnis bedeutet aber: ein Gebiet so beherrschen, wie der Meister einer Kunst, eines Handwerks, das seine beherrscht — in jeder Lage wissen, was richtiger- und zweckmäßigerweise zu tun ist und über das Warum und Wozu dieses Tuns Rechenschaft ablegen können! So verhält sich der Arzt in Fragen der Gesundheit, der Steuermann in Fragen der Seefahrt, der Schuster in Fragen der Fußbekleidung[162] — wenn anders diese alle ihre Kunst, ihr Handwerk verstehen! Nur wer sich in allen Fragen des tätigen Lebens — des eigenen wie des öffentlichen — ebenso verhielte, wer Mut, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit so verstünde, wie der Schuster das Schuhemachen und auch ebenso wie er davon Rechenschaft geben könnte — nur ein solcher verdiente ein wahrhaft tüchtiger Mann[163] und

---

Charm. 163 d; Laches 197 d; Euthyd. 277 e; Protag. 339 a ff.), ferner über Metrik (Aristoph. Wolken 638 bis 651; Pl. Phileb. 17 d; Io 534 c; Staat III, 398 d bis 400 b) und vielleicht auch über Gedächtniskunst (Aristoph. Wolken 414 und 483; Xen. Erinn. IV 1, 2; Pl. Staat VI, 486 cd), beides wohl vorzugsweise nach dem Vorgang des Hippias.

161) Xen. Erinn. IV 7, 1; Gastm. III 10; IV 57 bis 64; Oec. III 14; Pl. Theaet. 151 b.

162) Vorliebe des Sokrates für Erläuterung seiner Lehre durch das Beispiel der Schuster und anderen Handwerksmeister besonders hervorgehoben bei Xen. Erinn. I 2, 37; IV 4, 5 und Pl. Gastm. 221 e; Gorg. 491 a. Anspielung auf das ständige Schusterbeispiel vielleicht auch schon bei Ameipsias Frg. IX, 3 Kock.

163) *καλός τε καὶ ἀγαθός*, als Stichwort der Sokratiker schon bei Aristophanes, Wolken 101, verhöhnt. In ihren Schriften findet sich's unzählige Male, als besonders

nützlicher Bürger zu heißen.[164] Die Erkenntnis des Guten — denn auf sie zielt ja diese Forderung zuletzt — verleiht aber auch allein Anspruch auf alle Art von Autorität. Ein Vater z. B. — oder ein anderer älterer Verwandter — kann von seinen Söhnen nur insofern Unterordnung erwarten und verlangen, als er ihnen auch an Einsicht überlegen ist; in Dingen, von denen ein anderer mehr versteht, werden sie sich notgedrungen an dessen Urteil halten müssen: läßt sich doch auch niemand von einem verwandten Arzt behandeln, wenn er ihn für weniger sachkundig hält als einen fremden! Und Sokrates machte kein Hehl daraus, daß er in Fragen der Erziehung z. B. sich für einen berufeneren Ratgeber der Jugend hielt als die Eltern und Verwandten der meisten unter ihnen.[165] Allein was vom Vater gilt, das gilt erst recht vom Herrscher: nicht der verdient so zu heißen, den das Los oder die Wahl einer unverständigen Menge an die Stelle eines Führers gesetzt hat; der wahre Herrscher ist immer und einzig jener, der das Herrschen versteht, mag er nun an hervorragender Stelle stehen oder nicht[166] (regelmäßigerweise setzt sich ja sein Einfluß durch, auch wenn das nicht der Fall ist:

Denn „den Staat beherrscht stets jener, der am meisten Einsicht hat“;[167]

handeln aber die jeweiligen Machthaber seinem Rate zuwider, so schaden sie sich nur selbst).[168] Und was für den Herrscher zutrifft, das trifft auch für's Gesetz zu: ein Gesetz ist gerade soviel wert,

kennzeichnend hebe ich nur heraus: Aischines aus Sphettos Frg. 53 Dittmar; Xen. Erinn. I 2, 48; I 6, 14; II 6, 15; II 9, 8; IV 2, 23; IV 8, 11; Gastm. II, 4; VIII, 3; Oec. VI, 12 bis VII, 3; Pl. Gorg. 470e.

164) Xen. Erinn. I 1, 16; IV 6, 6; Pl. Ueb. Gerechtigkeit 375c; Aristoteles, Eth. Nic. VI 13, 1144b 17; Eth. Eud. I 5, 1216b 2; VII 13, 1246b 36; Große Moral I 1, 1182a 16; 1183b 11; I 15, 1198a 10.

165) Xen. Erinn. I 2, 49 ff.; Apol. 20 f.

166) Xen. Erinn. I 2, 9 ff.; III 9, 10 bis 11; Pl. Gorg. 455a ff.; Staat VI, 487e; vgl. auch Staatsmann 297e ff. und Antisthenes bei Diog. Laert. VI 8.

167) Euripides, Iph. Aul. 375, vermutlich unter dem Einfluß des Sokrates.

168) Xen. Erinn. III 9, 12 bis 13; Pl. Gorg. 466c ff.

nicht mehr noch weniger, als die Einsicht des Gesetzgebers;[169] an und für sich ist es nichts als ein hingeschriebener Satz;[170] die wahre Verfassung ist jene, die der Einsichtige als die richtige erkennt.[171] Ja, der alleinige und unbedingte Herrschaftsanspruch der Einsicht bewährt sich selbst am Göttlichen: wahrhaft göttlich ist nur die Vernunft, die, zweckmäßig und planvoll wie ein weiser und liebevoller Meister,[172] das Weltall gebaut hat und lenkt; die Götter, von denen die Dichter singen, verdienen Anerkennung und Anbetung nur, sofern sie bloß als verschiedene Namen der einen, wahren Gottheit aufgefaßt werden, unter denen diese nach dem Brauche der einzelnen Städte, Sippen und Gilden verehrt wird.[173]

Der wahrhaft Einsichtige wird das, was in den einzelnen Städten als recht und sittlich gilt, je nachdem es vernünftig ist oder nicht, gutheißen oder verwerfen. Und zwar wird er als vernünftig vor allem jene Gebote und Verbote gelten lassen, deren Übertretung sich an dem Übertreter ganz von selbst rächt; denn eben durch diese ihre kunstreiche, ja unfehlbare Wirksamkeit beweisen sie, daß sie aus zwar unaufgezeichneten, dafür aber wahrhaft allgemeinen und natürlichen, zuletzt von der göttlichen Vernunft gegebenen Gesetzen fließen.[174] Dahin gehört vor allem das Gebot, die Eltern zu ehren, dies aber erweist nähere Überlegung als einen besonderen Fall des allgemeineren Gebotes, sich für empfangene Wohltaten dankbar zu erzeigen (denn die Eltern schenken den Kindern das Leben in bewußter Absicht: bloß zur Befriedigung sinnlichen Begehrens würde niemand heiraten); wer aber dies Gebot übertritt, straft sich selbst,

169) Pl. Minos 317ab.

170) Aischines aus Sphettos Frg. 51 Dittmar; Pl. Phaedr. 278c; vgl. Staatsmann 298d ff. Aufreizung gegen die geltenden Staatsgesetze wird Sokrates in fast wörtlicher Übereinstimmung vorgeworfen bei Aristophanes, Wolken 1400 und bei Xen. Erinn. I 2, 9 ff.

171) Antisthenes, Bruchst. unbek. Herkunft Nr. VI Winckelmann.

172) Xen. Erinn. I 4, 7; Pl. Staat VII, 530a; X, 596c ff.; vgl. Tim. 41a.

173) Xen. Erinn. IV 3, 1; vgl. Gastm. VIII, 9.

174) Xen. Erinn. IV 4, 19 bis 24.

denn er beraubt sich seiner besten Freunde.[175] Natürlich ist auch die Liebe zu den Geschwistern: sie findet sich schon im Tierreich.[176] Ebenso das Gebot, die Freunde zu lieben und ihnen zu helfen; doch läßt sich dies nur befolgen, wo nicht Neid und Nebenbuhlerschaft die natürliche menschliche Hilfsbedürftigkeit durchkreuzen: daher können in wahrer Freundschaft miteinander nur Einsichtige leben, die sich selbst zu beherrschen, ihre Bedürfnisse und Wünsche einzuschränken verstehen, soweit deren Befriedigung die Freunde in Streit verwickeln könnte (gemeinnützige Zwecke werden alle gemeinsam verfolgen); wahre Freunde müssen demnach die meisten Besitztümer miteinander teilen und sich zur gemeinsamen Leitung der Stadt verbünden.[177] Ein natürliches Verbot ist aber endlich auch jenes, das die Blutschande, den Umgang von Eltern und Kindern, verpönt: denn zwischen Eltern und Kindern besteht notwendig ein bedeutender Altersunterschied, es können daher nicht beide gleichzeitig in der vollen Blüte ihrer Zeugungskraft stehen, die Kinder nicht voll zeugungskräftiger Eltern aber entarten und da entartete Kinder das größte Unglück sind, das Eltern treffen kann, so strafen sie sich, indem sie solche in die Welt setzen, selbst.[178] Da nun aber diese Begründung auf das Verbot des Umgangs zwischen Geschwistern nicht zutrifft,[179] so ist dies für ein bloß menschliches zu halten, von dem der Einsichtige aus triftigem Anlaß Ausnahmen bewilligen sollte.[180] Ebenfalls ein bloß menschliches Gebot, jedoch ein durchaus

175) Ebd. IV 4, 20 und 24; II 2, 2 bis 4.

176) Ebd. II 3, 4.

177) Ebd. II 6, 21 bis 26; Pl. Staat III, 416d; 417ab.

178) Xen. Erinn. IV 4, 20 bis 23.

179) Sie paßt in Wahrheit nicht einmal auf das Verbot des Umgangs zwischen Vater und Tochter. Sokrates selbst heiratete eine Frau, die allem Vermuten nach seine Tochter hätte sein können, denn er war nahe an 55 (siehe u. Anm. 199), und sie gebar ihm noch drei Söhne.

180) Pl. Staat V, 461e. Vgl. Aristoph. Wolken 1371. Dies bezieht sich auf den „Aiolos" des Euripides, in dem die Zulässigkeit der Geschwisterehe grundsätzlich verteidigt wurde (Bruchst. Gr. Trag. S. 365 Nauck). Dabei mögen Gründe, wie wir

törichtes und darum in einer vernünftig geordneten Stadt abzuschaffendes betrifft die grundsätzliche Ausschließung der Frau von Kriegsdienst und Staatsleben: jeder Mensch hat seine körperlichen und geistigen Kräfte nach Möglichkeit auszubilden; auf keines Menschen Kraft und Einsicht soll die Stadt von vornherein verzichten; durch Übung und Unterricht kann es die Frau viel weiter bringen, als die Athener annehmen: auch Frauen wären daher gymnastisch auszubilden (wie in Sparta) und in Wissenschaften und Künsten zu unterweisen; mögen sie es dabei im Durchschnitt nicht so weit bringen wie die Männer, viele Frauen werden doch viel mehr leisten als manche Männer, einige mögen sogar zur Leitung der Stadt heranzuziehen sein: die Brauchbarkeit eines Menschen hängt eben zuletzt von seiner Erkenntnisfähigkeit ab und in Beziehung auf diese besteht zwischen den Geschlechtern wohl ein Grad-, jedoch kein Wesensunterschied.[181] Die möglichste Ausbildung aller leiblichen und geistigen Anlagen der Frau wird vor allem auch ihren Kindern zugute kommen. Um eine möglichst tüchtige Nachkommenschaft zu erzielen, sollten dann einsichtige Herrscher möglichst tüchtige, zueinander passende Männer und Weiber planmäßig zusammentun.[182] Zu den verwerflichen, weil unverständigen

sie für Sokrates voraussetzen müssen, vorgebracht worden sein. Euripides Frg. 24 Nauck klingt wie die Antwort auf einen solchen Grund. Anlaß zu der ganzen Erörterung mag die angebliche Geschwisterehe des von dem Sokratiker Kritias (Frg. 8 Diels) höchlich bewunderten Spartanerfreundes Kimon (Plutarch, Kimon 4) gegeben haben, die noch 422 dem Gedächtnis so wenig entschwunden war, daß Eupolis (Frg. 208 Kock) auf sie anspielen konnte.

181) Antisthenes, Bruchst. unbek. Herk. Nr. II Winckelmann; Xen. Gastm. II, 9; Pl. Staat V, 451[de]; 455[de]; 457[ab]. Die Lehre geht gewiß nicht auf Antisthenes oder Platon zurück, deren Meinung von der Frau eine weit geringere war (vgl. Xen. Gastm. IV 38; Antisth. Bruchst. unbek. Herk. Nr. XVII; XVIII W.; Tim. 76[de]). Wenn Platon, wie v. Wilamowitz (Platon I 395) richtig anmerkt, die für seine Zeit fast unerhörte Forderung nach grundsätzlicher Gleichstellung von Weib und Mann doch unverkennbar mit einer gewissen Schwunglosigkeit erhebt, so erklärt sich das eben daraus, daß es zuletzt nicht *seine* Forderung, vielmehr die seines Meisters Sokrates war.

182) Xen. Erinn. II 6, 36; Gastm. IV, 64; Aischines aus Sphettos Frg. 31 Dittmar; Pl. Staat V, 459[a] ff.; vgl. auch Xen. Erinn. I 4, 25.

Bräuchen endlich rechnete Sokrates (so scheint es[183]) auch alle jene, die den Menschen den Leichen ihrer Angehörigen gegenüber ein gewisses ehrerbietiges Verhalten zur Pflicht machen; denn der Wert des Menschen besteht in seiner Denkkraft: der Denkkraft beraubt ist der menschliche Leib nicht wertvoller als jene seiner Bestandteile, die wir eben darum, weil sie verstandlos sind, durchaus mit Recht geringschätzen und so rasch als möglich entfernen: so wie wir Haare ohneweiters scheren, Nägel ohneweiters schneiden, Speichel ohne weitere Umstände ausspucken, so sollte man auch den Leichnam, selbst des nächsten Angehörigen, ohneweiters verbrennen oder verscharren!

Diese Stellung zu den überlieferten Vorschriften fließt ja nun wohl notwendig aus der höchsten und wertvollsten Erkenntnis, der Erkenntnis des Nützlichen und Guten, allein sie ist doch nicht der Hauptertrag, den diese Erkenntnis uns abwirft: als solcher ist vielmehr die Einsicht in die Notwendigkeit jenes Lebens der Selbstbeherrschung anzusehen, mit dem Sokrates den Jünglingen beispielgebend voranging. Denn die Vernunft zeigt uns: das wichtigste im Leben ist, sich selbst beherrschen, sich üben und abhärten, Unbilden ertragen, Genüsse entbehren lernen.[184] Werden doch selbst Genüsse erst nach vorangegangener Entbehrung wahrhaft genossen, wie die alltägliche Erfahrung des Essens und Trinkens, des Schlafs und des Liebesgenusses genugsam dartut,[185] und dazu gesellt sich nun noch das Wohlgefühl, zu wissen, daß man der Erkenntnis gemäß lebt und in der von ihr geforderten Vollkommenheit fortschreitet.[186] Wer sich selbst beherrscht, ist aber auch allein wahrhaft frei: denn wer sich über seine Bedürfnisse, Wünsche, Begierden nicht hinwegzusetzen gelernt hat, der wird von ihnen beherrscht wie ein Sklave,

183) Xen. Erinn. I 2, 53 bis 55.
184) Xen. Erinn. I 5, 4; IV 5, 1 und 8; Pl. Phaedo 82c.
185) Xen. Erinn. IV 5, 9; vgl. Hiero I 19 und 25; Dio Chrys. VI 12.
186) Siehe o. Anm. 134.

wird er doch von ihnen sogar daran gehindert, seiner eigenen Einsicht nachzuleben, da er jedem ersten besten, ihm gerade erreichbaren Genusse wehrlos ausgeliefert ist.[187] Allein nicht nur von seinen eigenen Begierden wird ein solcher geknechtet, vielmehr auch von den anderen, der Selbstbeherrschung in höherem Grade fähigen

187) Xen. Erinn. IV 2, 22; IV 5, 2 bis 7; 10 bis 11; Pl. Gorg. 491^d; vgl. Xen. Erinn. III 9, 12 bis 13; Pl. Lysis 210^b; Gorg. 466de. Kann aber nach echt sokratischer Lehre überhaupt jemand daran gehindert werden, seiner eigenen Einsicht nachzuleben, zu tun, was er selbst für richtig hält, selbst als das Richtige und Gute, also zuletzt auch als das für ihn selbst Vorteilhafte erkennt? Darauf ist, wie ich glaube, im Sinne dieser Lehre folgendes zu erwidern:

1. Daß die Menschen vielfach ihren Leidenschaften nachgeben, auch wo sie ihnen nicht nachgeben sollten, daß somit an ihnen „Mangel an Selbstbeherrschung" („Akrasie") festzustellen ist, ist eine Tatsache: eben diese Akrasie ist es, gegen die sich der Mensch vor allem zur Wehr setzen sollte: Xen. Erinn. I 5, 2 bis 5; IV 5, 6 und 11 (auch III 9, 4, denn auch hier bedeutet *ἀκρατεῖς* nur „zuchtlos", und die angeblich mit dieser Eigenschaft vereinbare Verständigkeit der Zuchtlosen wird durch *σοφούς* besonders ausgedrückt).
2. Mangel an Selbstbeherrschung (Akrasie) beruht aber zuletzt auf Mangel an Einsicht, denn niemand tut etwas, obzwar er deutlich einsieht, daß es ihm schadet; wenn solche deutliche Einsicht in einem Menschen lebt, so kann er sich nicht zugleich doch über sie hinwegsetzen; niemand tut also das Unrichtige und sieht gleichzeitig deutlich ein, daß es das Unrichtige ist; deutliche Einsicht kann unmöglich von irgend einer andern Macht überwunden werden, sie ist vielmehr in menschlichen Dingen selbst die höchste Macht; versteht man demnach unter „Mangel an Selbstbeherrschung" („Akrasie") dies, daß ein Mensch sich von seiner Leidenschaft gegen seine bessere Einsicht fortreißen läßt, so ist zu sagen, daß ein solcher Mangel an Selbstbeherrschung (diese „Akrasie" im engeren Sinne) undenkbar, daß sie ein Unding ist: Xen. Erinn. III 9, 4; IV 6, 6; Pl. Protag. 345de; 352^c; 358^bc; Kleitophon 407^d; Üb. Gerechtigkeit 375^d; Aristoteles Eth. Nic. III 7, 1113^b 14; VII 3, 1145^b 21; Große Moral I 9, 1187^a 7; II 6, 1200^b 25. [An der ersten dieser Stellen folge ich der handschriftlichen Überlieferung mit zwei geringfügigen Änderungen: „Zwischen Verstand und Sittlichkeit kannte er keinen Unterschied, sondern das Rechte erkennen und es tun, daß Unrecht erkennen und es unterlassen (*τό, τὰ μὲν καλά τε κἀγαθὰ γιγνώσκοντα, χρῆσθαι αὐτοῖς καὶ τὸ τὰ αἰσχρά, εἰδότα, εὐλαβεῖσθαι)* erschien ihm als das Wesen der Verständigkeit und zugleich der Sittlichkeit *(σοφόν τε καὶ σώφρον* — dies statt *σώφρονα)*. Auf die Frage aber, ob er denn nicht jenen, die das Rechte kennen, es aber nicht tun, Verstand zu-, aber Selbstbeherrschung abspreche, erwiderte er: Ebensowenig wie ich ihnen Verstand ab- und Selbstberrschung zuspreche *(ἢ ἀσόφους τε καὶ ἐγκρατεῖς* — dies statt *ἀκρατεῖς)*. Denn alle Menschen tun das, was sie für zuträglich halten; wer also etwas Unrechtes tut, besitzt weder Verstand noch Sittlichkeit." (Zu Ende von III 9, 5 ist wie zu Anfang zu lesen: *πάντα ὅσα ἀρετῆι πράττεται)*].
3. Könnte es einen Menschen, der zwar das Unrichtige tut, dabei aber doch das Richtige einsieht, überhaupt geben, so müßte er ja immer noch besser sein, als wer es auch nicht einmal einsähe — so wie, wer bewußt schlecht schreibt oder

und darum auch zur Herrschaft über andere geeigneteren Menschen. Denn wie wäre der eine Herrschernatur, der von seinen dringendsten Pflichten, den wichtigsten Entschlüssen und Taten jetzt durch

rechnet, immer noch ein besserer Schreiber oder Rechner ist als wer unbewußt schlecht schreibt oder rechnet. Das wollen die Leute nicht zugeben: sie meinen, wer bewußt das Unrechte tut, müsse noch schlechter sein. Die Lösung liegt eben darin, daß das überhaupt nicht vorkommt: Xen. Erinn. IV 2, 19 bis 20; Pl. kl. Hippias 376b.

4. Daß deutliche Einsicht von der Leidenschaft nicht überwunden werden kann, soll jedoch nicht besagen, daß die Kraft, die Leidenschaft zu überwinden, mithin sich zu beherrschen, einfach durch einen Akt des Verstandes, durch Hören und Verstehen einer Wahrheit, erworben werden kann. Denn nichts Gutes ist ohne Mühe und Anstrengung zu erreichen (Xen. Erinn. II 1, 28) und so heißt, deutliche Einsicht gewinnen oder lernen, immer auch, sich diese Einsicht einprägen, sie einüben; „Lernen" und „Üben" gehören untrennbar zusammen: Xen. Erinn. I 5, 5; II 6, 39; III 9, 3; III 9, 14 (vgl. Cyrup. VIII 8, 13; *De re equ.* VIII, 1); Pl. Staat VII, 526e. Woraus erklärt sich nun aber dies, woraus insbesondere die ebenso unbestreitbare Tatsache, daß auch solche, die die Schädlichkeit einer Leidenschaft schon einmal eingesehen hatten, desungeachtet wiederum von ihr fortgerissen werden können?

5. Xenophon spricht sich einmal hierüber eingehend aus (Erinn. I 2, 19 bis 23) und stellt fest, daß in einem Menschen, der sich nicht zur Selbstbeherrschung erzogen hat, die Leidenschaft diese Selbstbeherrschung untergräbt und ihn auch das, was er schon eingesehen hatte, vergessen läßt — eine Feststellung, die, eben als solche, zwar unleugbar richtig und auch nicht unsokratisch ist, indes die aufgeworfene Frage überhaupt nicht, daher auch nicht im Sinne des Sokrates zu beantworten unternimmt.

6. Die echt sokratische Antwort scheint im allgemeinen dahin zu gehen, daß Stählung des Willens und Selbsterziehung die unerläßlichen Bedingungen für den Erwerb deutlicher sittlicher Erkenntnis sind, während uns ein leichtes Leben in den Tag hinein an der Gewinnung solcher Erkenntnis hindert (Xen. Erinn. II 1, 20). Näher aber sollen wir uns dies, so scheint es, folgendermaßen denken. Die Einsicht, die unser Tun regeln soll und es, wenn sie deutlich genug ist, auch wirklich regelt, hat zum Gegenstand Menge und Stärke des Wohlgefühls oder Mißbehagens, das aus diesem oder jenem Tun für uns erfolgt — wobei erst künftig eintretendes Wohlgefühl oder Mißbehagen um nichts geringer zu achten ist als das unmittelbar bevorstehende (Pl. Protag. 356b; 357ab). Im Gegensatz hiezu ist es das Wesen der Leidenschaft, uns immer nur das gerade unmittelbar bevorstehende Wohlgefühl oder Mißbehagen vorzustellen (Xen. Erinn. IV 5, 10 Ende). Wer sich nun nicht durch Übung dazu erzogen hat, sich diesem ihn auf das unmittelbar Bevorstehende ablenkenden Einfluß der Leidenschaft entgegenzustemmen, der mag zwar das Richtige sehen *(αἰσθάνεσθαι)*, allein er wird außerstande sein, ihm mit seinem Denken dauernd zugewandt zu bleiben *(προσέχειν)* und sich völlig mit seiner Richtigkeit zu durchdringen *(καταμανθάνειν αὐτά)* und so wird er dem Ansturm der Leidenschaft eben darum erliegen, weil sie ihn an der Gewinnung einer wirklich deutlichen Einsicht verhindert; nur durch planmäßige Erziehung zur Selbstbeherrschung hätte er sich vor diesem ihrem, seine Einsicht trübenden Einfluß bewahren können (Xen. Erinn. IV 5, 6).

Hunger, dann wieder durch Durst, heute durch Müdigkeit, morgen durch Verliebtheit abgezogen wird?[188] Nur solche vielmehr, die sich beherrschen gelernt haben, vermögen auch andere zu beherrschen, nur wer zu entbehren versteht, wird auf jeden Sondervorteil verzichten und sich in wahrer Freund- und Kameradschaft einem herrschenden Stande einordnen wollen,[189] daher denn insofern von allen Hellenen allein die Spartaner die rechte Art kennen, Herren zu erziehen.[190] Ein solcher wahrhaft freier Mann aber wird nicht nur nicht von seinen Leidenschaften, nicht nur nicht von andern Menschen geknechtet werden, ihm wird auch das Schicksal nichts anzuhaben vermögen: das einzige, was ihm wahrhaft wertvoll ist, seine Erkenntnis, vermag es ihm nicht zu rauben; unvermeidliche Entbehrungen hat er zu ertragen gelernt[191] und das Bewußtsein, stets seine Aufgabe erfüllt, seiner Einsicht gemäß gehandelt zu haben, wird ihm jede Unbill versüßen: „Für den wahrhaft Tüchtigen gibt es kein Übel, weder im Leben noch nach dem Tode."[192] Wenn sich die Jünger des Sokrates bemühen, diese wahre Tüchtigkeit zu erringen, so werden sie nicht nur selbst ein freies und glückliches Leben führen, vielmehr auch als die berufenen Herrscher für dasjenige sorgen, was der Herrschaft wahres Ziel ist: das Gedeihen der Stadt und das Glück der Bürger![193]

Für diese Lehre scheint Sokrates anfangs nicht allzuviele Anhänger gefunden zu haben, großenteils enthusiastische Jünglinge, aus un-

188) Xen. Erinn. I 5, 1; II 1, 1 bis 7.

189) Ebd. II 6, 21 bis 27; Pl. Staat III, 416d; 417ab. Vgl. Xen. Erinn. I 6, 15.

190) Xen. Erinn. IV 4, 15; Apol. 15; Pl. Crito 52e.

191) Xen. Erinn. II 1, 18 bis 19; vgl. I 6, 7.

192) Antisthenes, Bruchst. unbek. Herk. Nr. VI Winckelmann; Pl. Apol. 41cd; Gorg. 470e; Staat I, 354a; II 361d; III 392ab; IX 580c; X 613a; vgl. Xen. Oec. IV 25; Pl. Gesetze II, 660e; V, 742e; Aristoteles Frg. 5, 5 Bergk. (und hiezu J. Bernays, Ges. Abhandlg. I 141; Th. Gomperz, Hellenika II 239; Arch. f. Gesch. d. Philos. XX 479); Kleanthes Frg. 558 Arnim.

193) Aristophanes, Wolken 412 f.; Isokrates, Rede III 3; Xen. Erinn. IV 2, 34; Pl. Gastm. 204e f.; Xen. Erinn. III 2, 1 bis 4; Pl. Euthydem 291ab (vgl. Apelt S. 101, Anm. 58 seiner Übersetzung); vgl. Isokrates, Rede VIII, 91; Aristoteles, Poltik V 8, 1310b 40 ff.

bemittelten Familien stammend wie er selbst, die ihn an Strenge der Selbstüberwindung noch zu überbieten suchten.[194] Da er einem bürgerlichen Erwerb wohl nie nachgegangen ist und sein väterliches Erbteil, wenn er ein solches jemals erhielt, bald aufgezehrt worden war, so scheint er zeitlebens in der Hauptsache von freiwilligen Gaben seiner Freunde und Jünger gelebt zu haben:[195] solange also diese selbst zumeist arme Schlucker waren, herrschte im Sokratischen Kreise unverhüllte Not: um 423 wurde dieser Kreis auf der komischen Bühne wegen seiner Bettelhaftigkeit vielfach verhöhnt.[196] Darin scheint in den folgenden Jahren ein gewisser Wandel eingetreten zu sein: für die von Sokrates verherrlichte spartanische Erziehung begeisterten sich auch Abkömmlinge vornehmer Männer; damit mag es zusammenhängen, daß in seinen späteren Jahren gerade auch „die Söhne der Reichsten“ sich unter seine

194) Das erhellt für Sokrates', so viel wir wissen, ersten und leidenschaftlichsten Anhänger, den „verrückten“ Chairephon (Pl. Charm. 153 b; vgl. Apol. 21 a; Xen. Erinn. II 3, 14 bis 17) aus Kratinos Frg. 202; Eupolis Frg. 239 Kock; Aristophanes, Wespen 1412; Wolken 103 f.; 503 f.; Vögel 1263; 1296; Frg. 573 Kock: offenbar sah der bedauernswerte Sokratesjünger infolge seiner übermäßigen Selbstqual auffallend schlecht aus — mehr tot als lebendig, eher wie ein Geist als wie ein Mensch, so daß er unter Benutzung eines im Volksglauben begründeten und schon bei Homer vorkommenden Sinnbilds für die abgeschiedene Seele (O. Keller, Die antike Tierwelt II 11 f.; Odyssee XXIV 6 ff.) mit einer Fledermaus verglichen werden konnte.

195) Aristophanes, Wolken 98; 1146 f.; Eupolis Frg. 352 Kock; Xen. Apol. 17; Pl. Apol. 32 b; vgl. Xen. Oec. II, 8. Damit steht keineswegs im Widerspruch, und Platon a. a. O. sowie auch Xenophon (Erinn. I 2, 60 und I 6, 13) bezeugen es ausdrücklich, daß Sokrates für seinen Unterricht oder richtiger seinen Umgang Bezahlung nie verlangt, sie nie zur Bedingung dieses Umgangs gemacht hat: dies wirft ihm denn auch bei Xenophon (Erinn. I 6, 3 und 11 bis 12) der Weisheitslehrer Antiphon (als Verletzung der gemeinsamen Standespflicht) in bitteren Worten vor.

196) Ameipsias Frg. 9; Eupolis Frg. 352 und 361 Kock; Aristophanes, Wolken 175 ff. v. Wilamowitz, Platon I 95 f. führt hiegegen an, daß doch Sokrates um dieselbe Zeit die Schlacht bei Delion als Schwerbewaffneter mitmachte (siehe o. Anm. 129), somit „in der Lage war“, „sich die volle Rüstung zu halten“. Ich glaube, es ist umgekehrt zu schließen: da Sokrates um 423 öffentlich als Bettler verhöhnt wurde, wird er den Feldzug von 424 schwerlich als Hoplit mitgemacht haben. Daß seine Jünger, die damals Kinder waren, dies etwa vierzig Jahre später behaupteten und vermutlich auch glaubten, beweist nicht viel; in der Tat haben denn auch in ihren Angaben über Sokrates' Kriegstaten schon Antisthenes und Platon einander widersprochen, was auch schon im Altertum bemerkt worden ist (Demochares bei Athenaios V, 215 c ff.).

Jünger mengten.[197] Diese werden auch reichlicher für ihn gesorgt und es ihm so ermöglicht haben, sich, spät genug, einen eigenen Hausstand zu gründen:[198] um 414, etwa fünfundfünfzig Jahre alt, heiratete er Xanthippe, die ihm bald darauf einen Knaben und nach einigen Jahren deren noch zwei gebar und von der wir sonst nur wissen, daß sie den Zeitgenossen als ein wohlmeinendes, jedoch über die Maßen zänkisches und unverträgliches Geschöpf erschien.[199]

---

197) Pl. Apol. 23 c.

198) Bei alledem blieb er so gut wie mittellos oder wurde es doch wieder, als die etwaige, gewiß nicht bedeutende Mitgift seiner Frau aufgezehrt war und die Wirkungen des athenischen Zusammenbruchs seit dem letzten Kriegsjahr (vgl. Xen. Erinn. II 7, 2) auch für ihn sich fühlbar machten: für die Zeit seines Prozesses (399) hebt Platon seine Armut mit großem Nachdruck hervor (Apol. 23 bc; 31 c; 36 d) und führt insbesondere an, er hätte eine Geldstrafe von mehr als einer Mine (d. i. einem Pfund) Silbers nicht aus eigenen Mitteln aufbringen können. Und dazu stimmt es recht gut, wenn Sokrates bei Xen. Oec. II, 3 den Erlös seines gesamten Besitztums „einschließlich des Hauses und bei einem guten Verkauf" auf höchsten fünf Minen schätzt.

199) Die Zeit der Verheiratung sowie der Geburt der Knaben erhellt mit annähernder Genauigkeit aus Platons Angaben über deren Alter Apol. 34 d. Über das Wesen der Xanthippe verdienen nur Xenophons Angaben Beachtung (Erinn. II 2, 7 bis 10; Gastm. II, 10). Die im Altertum so beliebte Geschichte von Sokrates' Doppelehe ist längst als Fabel erkannt. Auch ihr Urheber ist wohl Aristoxenos (Frg. 29 bis 30 Müller), der die auch in der (angeblich) aristotelischen Schrift über den Adel (Frg. 82 bis 93 Rose) erwähnte Nachricht bösartig mißdeutet zu haben scheint, daß Sokrates eine mittellose Witwe, Myrto, die Enkelin, genauer die „Tochterstochter" (oder die Tochter? Diese hatte Sokrates offenbar in einem uns verlorenen Gespräch gelobt: Aristoteles Frg. 92 R.; allein warum sollte er nicht, wenn von Aristeides' Enkelin die Rede war, auch deren Mutter rühmend erwähnt haben?) des großen Aristeides, in sein Haus aufgenommen habe. Nun hören wir in Platons „Laches", daß um 420 (siehe o. Anm. 106) des Aristeides Sohn Lysimachos, ein sehr bejahrter (gewiß fast fünfundsiebzigjähriger) Mann, Sokrates, den Sohn seines Jugendfreundes und Altersgenossen Sophroniskos, seit vielen Jahren aus den Augen verloren hatte. Daraus geht hervor: **1.** daß zwischen Sokrates und der Familie des Aristeides wirklich eine Beziehung bestand, die es ganz glaublich erscheinen ließe, wenn er sich eines hilfsbedürftigen Gliedes dieser Familie angenommen hätte; **2.** daß er Myrto kaum früher als etwa 415, d. h. zur Zeit seiner Verheiratung, in sein Haus aufgenommen haben kann, denn solang ihr Oheim (oder gar ihr Bruder!) Lysimachos lebte, konnte sie nicht auf Sokrates' Hilfe angewiesen sein (auch Lysimachos' Sohn, der jüngere Aristeides, hat nach Pl. Theaet. 151 a — vgl. Theages 130 a — mit Sokrates verkehrt, scheint indes ein wenig rühmliches Ende genommen zu haben: solang es ihm gut ging, hatte nach griechischen Begriffen auch er sich um seine Kusine zu kümmern!) und überdies konnte sonst Platon Lysimachos nicht sprechen lassen, als habe er seit Jahrzehnten von Sokrates nichts mehr gehört; **3.** daß Myrto mindestens so alt war wie Sokrates (denn als die Tochter von Lysimachos' Schwester wird sie kaum mehr als fünfundzwanzig Jahre jünger gewesen sein als dieser — um so weniger, da Lysi-

Allein Sokrates' Berührung mit vornehmen, spartafreundlichen Familien hatte für ihn auch andere, minder erfreuliche Folgen. Zwischen Athen und Sparta bestand seit fünfzehn Jahren ein fast ununterbrochener Kriegszustand; der Wunsch, Athen möge die spartanische Zucht einführen, war an sich mit dem andern, es möge sich Sparta im Felde gewachsen, ja überlegen zeigen, durchaus verträglich; allein ebensowohl konnte er sich doch auch mit dem Bestreben verknüpfen, den Sieg des Gegners zu befördern, die Zustände der Heimat mit dessen Hilfe zu erneuern. Daß Sokrates selbst „Lakonist“ in diesem Sinne gewesen sei, ist nicht wahrscheinlich, allein unter seinen Anhängern kann es auch an solchen Spartanerfreunden nicht gefehlt haben. Eben zu der Zeit, da es ihm ermöglicht ward, sich zu verheiraten, ward er auf der Bühne als der Liebling der jugendlichen Hochverräter gebrandmarkt.[200] Und was noch mehr besagen will, als zehn Jahre später der Widerstand Athens zusammenbrach, die Spartaner Athen besetzten, da war es — mit anderen, Gleichgesinnten — einer seiner ältesten Genossen, Kritias, der Sohn des Kallaischros, den sie, unter dem Schutz ihrer Waffen, den Athenern zum Herren setzten. Von diesem Augenblick an war Sokrates in den Augen des durchschnittlichen athenischen Vaterlandsfreundes vor allem der Erzieher des Verräters Kritias, und eben dies ward die letzte Ursache seines Untergangs.[201] Denn Kritias und seine Genossen — denen Sokrates' freimütige Kritik

machos' Vater Aristeides, wenn Lysimachos wirklich nicht vor 495 geboren ist, damals selbst schon den Fünfzig nahe gewesen sein muß), daß sie also zu der Zeit, da Sokrates sie in sein Haus genommen haben soll, kaum weniger als fünfundfünfzig Jahre gezählt haben wird (die Tochter des Aristeides sogar fünfundsiebzig!). Begründet wäre somit die Eifersucht, die die Alten der Xanthippe gegen sie nachsagten (Porphyr, Gesch. d. Philos. Frg. 12 Nauck), kaum gewesen! Im übrigen mag „Tante Myrto“ durch weibliche Handarbeiten zum Unterhalt der Familie beigetragen haben, wie eben auf Sokrates' Rat die in ähnlicher Lage befindlichen Verwandten des Aristarchos (Xen. Erinn. II 7, 7 ff.).

200) Aristophanes, Vögel 1281 ff.

201) Aischines' Rede gegen Timarch, 173.

inzwischen freilich unbequem genug geworden war[202] — wurden vertrieben; Kritias fiel; seine Gegner gelangten zur Macht. Auch gegen den nun sechsundsechzigjährigen Sokrates zog sich ein Ungewitter zusammen. Zunächst freilich schützte ihn die allgemeine politische Amnestie, mit der der Bürgerkrieg geendet hatte. Doch dieser Schutz versagte, sobald die Gegner nicht-politische Eigentümlichkeiten seiner Lehre zu Zielpunkten ihres Angriffs wählten. Und solche zu finden, war nicht schwer. Im Jahre 399, als Sokrates siebzig Jahre alt geworden war, brachte Anytos, ein Führer der Volkspartei, der Kritias zum Opfer gefallen war, im Verein mit zwei Genossen[203] gegen ihn die Klage ein, er erkenne die Staatsgötter nicht (als von der höchsten Gottheit verschiedene Wesen) an und ergebe sich der Verehrung neuer Gottheiten (indem er die Stimme der göttlichen Allvernunft zu vernehmen vorgebe); er vergifte ferner den Geist der Jugend (indem er sie gegen die unbedingte Autorität der Eltern und der bestehenden Staatsverfassung aufreize, Wahl und Auslosung der höchsten Staatsbeamten ins Lächerliche ziehe). Unwahres war damit nicht behauptet; ob das Behauptete bei dem damaligen Stand der athenischen Gesetzgebung strafbar war, ist eine Frage, die nur die Rechtshistoriker angeht; daß sich aber Sokrates keiner üblen Absicht bewußt, vielmehr fest überzeugt war, stets nach seiner besten Einsicht das Wohl der Stadt, das ihrer Bürger und auch sein eigenes befördert zu haben, ist gewiß. Über sein Verhalten vor Gericht und seine Verteidigung ist uns mancherlei überliefert, allein diese Nachrichten stimmen nur in wenigen Punkten überein und sind nicht hinreichend beglaubigt. Nur soviel ist gewiß, daß sein Verhalten vor Gericht in den Zuhörern den Eindruck vollster Furchtlosigkeit und unerschütterlicher Zuversicht zurück-

202) Xen. Erinn. I, 2, 33 bis 38.

203) Daß Meletos die Klage nur als erster unterzeichnete, Anytos ihre Seele war, ergibt sich vor allem aus Platon, Brief VII, 325b; vgl. Xen. Apol. 29.

gelassen hat, ja er schien ihnen die Richter eher zu reizen als zu begütigen, den Tod, mit dem ihn die Klage bedrohte, eher zu suchen als zu fliehen.[204] Er hatte seiner Einsicht gemäß gehandelt, die Absicht der göttlichen Vernunft erfüllt: um die Folgen, so empfand man's, bekümmerte er sich nicht. So ward denn die Todesstrafe über ihn ausgesprochen. Doch auch dies vermochte seinen Gleichmut, seine Ruhe und Heiterkeit nicht zu trüben. Denn den Tod fürchtete er nicht. Vieles spricht sogar dafür, daß er der Ansicht zuneigte, dem Tüchtigen (d. h. dem Einsichtigen) möge diese seine Tüchtigkeit auch im Jenseits zugute kommen.[205] So führte er denn auch noch im Kerker mit seinen Freunden Gespräche derselben Art wie sonst — fast bis zu seiner letzten Stunde. Nur eines machte ihm vorübergehend Sorge: hatte er wirklich, wie er es bisher annahm, das oft wiederholte Gebot seiner Träume: „Sokrates, mach' Musik und sei fleißig!" erfüllt, indem er sein Leben der Erkenntnis, zuletzt also den Musen weihte? Sicherer schien es ihm nun doch, dem Gebot auch buchstäblich nachzuleben und so dichtete er — es fiel ihm nicht leicht — ein Gedicht an Apollon und brachte

204) Xen. Erinn. IV 8, 6 bis 10; Apol. 1 bis 9; Pl. Apol. 34^{c} bis 37^{a}.

205) Antisthenes schrieb über die Einrichtung der Unterwelt (Diog. Laert. IV 17). Auch Pl. läßt — im „Gorgias", im „Phaidon", im „Staat", im „Phaidros" — seinen Sokrates das Jenseits immer wieder ausmalen. Das geschieht im großen und ganzen mit den Farben der orphischen Mysterien. Doch auch in seiner Verteidigungsrede, wie Pl. sie wiedergibt, drängt sich, wie Taylor bemerkt hat (*Varia Socratica* p. 31), Orphisches auffällig vor: die Seelen werden im Jenseits von Totenrichtern gerichtet (Apol. 41^{a}) und unter den Abgeschiedenen, denen Sokrates dort zu begegnen hofft, werden Orpheus und Musaios als erste, Homer und Hesiod erst nach ihnen genannt. Nun scheint es das Eigentümliche der orphischen im Gegensatze zu anderen Mysterien gewesen zu sein, daß sie dem sittlichen Wert des Menschen größeren Einfluß auf sein jenseitiges Los einräumten als dem bloßen Vorgang seiner Einweihung; da kann es nicht unwahrscheinlich heißen, daß auch Sokrates, dessen gesamtes Denken sich um den Gegensatz von Tüchtigkeit und Untüchtigkeit bewegte, dieser Lehre ein gewisses Verständnis entgegengebracht, sie zum mindesten nicht von vornherein abgelehnt haben mag! Möglicherweise bezieht sich auf Beschäftigung mit der Unterwelt schon Aristophanes, Wolken 188 und 192 (vgl. Pl. Apol. 18^{b}; 19^{b}; 23^{d}); dagegen möchte ich aus Vögel 1553 ff. — einer Stelle, deren Witz auf ihrer Vieldeutigkeit beruht — nicht gerne weittragende Schlüsse ziehen.

einige Fabeln des Aesop in Verse.[206] Als aber die letzte Stunde gekommen war, leerte er den Giftbecher mit unerschütterter Ruhe. Dann legte er sich hin und sein Körper erstarrte. Als der letzte Augenblick schon ganz nahe war, fiel ihm ein, daß er kurz vor der Gerichtsverhandlung, dem allgemeinen Brauch gemäß, anläßlich eines Krankheitsfalles in seinem Hause, dem Asklepios einen Hahn gelobt hatte, falls der Kranke genese; das war geschehen, doch zur Darbringung des Opfers war er nicht mehr gekommen: jetzt gedachte er dieses uneingelösten Versprechens, und, fast schon hinübergeschlummert, legte er seinem Freund Kriton ans Herz, an seiner statt das Versäumte nachzuholen.[207] Und dann entschlief er . . . . Dem Gefühl, das seine Jünger in diesem Augenblick ergriff, gibt Platon Ausdruck: es schien ihnen, sagt er,[208] als wären sie ihres Vaters beraubt worden und müßten nun ihr ganzes weiteres Leben als Waisen verbringen. Wirklich blieb Sokrates den meisten unter ihnen beständiges, wenngleich unerreichtes Vorbild, und, soweit ihre Meinungen sonst auseinandergingen, über drei Punkte waren sie doch im wesentlichen einig: daß das Gute das letzte Ziel ist, Einsicht aber das Mittel zu seiner Erreichung; daß dem Einsichtigen und darum Tüchtigen die Herrschaft gebührt und daß sein Glück, seine Zufriedenheit von allem Äußeren unabhängig, gegen jede Wendung des Schicksals gefeit ist.[209]

An dem soeben vorgeführten Sachverhalt glaube ich nun gewisse Umstände wahrzunehmen, die sich mit ähnlichen, an anderen Personen beobachteten Umständen vergleichen lassen und darum ge-

206) Pl. Phaedo 60c bis 61b.

207) Ebd. 118a, richtig erklärt von Wilamowitz, Platon II 58. Zum Vergleich eines unerfüllten Gelöbnisses mit einer unbezahlten Schuld vgl. Staat I, 331b.

208) Pl. Phaedo 116a.

209) Jenes ergibt sich besonders aus einer Vergleichung von Pl. Staat VI, 509b mit Eukleides bei Diog. Laert. II 106, dieses habe ich in meinem Buch „Die Lebensauffassung der griechischen Philosophen und das Ideal der inneren Freiheit“ (2. Auflage, Jena 1915) gezeigt.

eignet sind, wenigstens auf einige Züge im Wesen des Sokrates ein wenig Licht zu werfen. Diese Beobachtungen ordnen sich von selbst in zwei Gruppen: in den Mittelpunkt der einen Gruppe dürfen wir Sokrates' Empfänglichkeit für Knabenschönheit, in den der andern seine Hochschätzung der Handwerksmeister stellen.

An und für sich war Sokrates ohne Zweifel für den Reiz beider Geschlechter empfänglich und diese doppelte Empfänglichkeit war ja auch in dem Kreis, in dem sich sein Leben abspielte, im vornehmen athenischen Bürgertum der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., durchaus die Regel. Verliebt zwar war in der Regel nur der Mann in den Knaben, den er denn auch mit allen Mitteln körperlich zu besitzen strebte, allein das hinderte ihn keineswegs daran, mit einer fremden Hetäre ein Verhältnis zu unterhalten und noch weniger daran, eine athenische Bürgerin zur Ehefrau zu nehmen und mit ihr Kinder zu zeugen. Dies letztere tat denn auch Sokrates in reiferen Jahren und auch Verhältnisse der ersteren Art wurden ihm, wie wir hörten, nachgesagt. Wir dürfen vermuten, daß ihm besonders knabenhafte Frauen begehrenswert erschienen sein werden, denn einmal erwarten wir dies bei einem Bewunderer mädchenhafter Knabenschönheit von vornherein, dann aber hätte Sokrates, wär' es nicht der Fall gewesen, schwerlich in der gymnastischen, ja auch nur in der verstandesmäßigen Ausbildung der Frau die ihr förderlichste Erziehungsweise erblickt. Gewiß dagegen ist, daß er die Empfindungsweise seiner Umgebung auch dem eigenen Geschlecht gegenüber teilte: seine Jünger legen ihm höchste Empfänglichkeit für Knabenschönheit bei und lassen ihn bald in diesen, bald in jenen Jüngling verliebt sein.

Allein an diesem Punkte biegt nun sein Verhalten von dem seiner Mitbürger scharf ab: während diesen insgesamt als höchstes Ziel der körperliche Besitz des geliebten Knaben vor Augen steht, und sie sich höchstens zu dem Zugeständnis verstehen, der wahrhaft

Vornehme solle nur einen solchen Knaben zu besitzen streben, an dem ihm auch die Seele liebenswert erscheint, lehnt Sokrates den körperlichen Umgang mit Knaben überhaupt entschieden ab und erklärt vielmehr die „rein seelische" Liebe, die leidenschaftliche Sorge um die Tüchtigkeit, das Seelenheil des Geliebten für die einzig wahre, die „himmlische Liebe". Und dem entspricht sein Leben: er verkehrt beständig mit Knaben und Jünglingen, ja tritt diesen vielfach ganz offen als ihr Liebhaber gegenüber, allein er geht bei alledem nicht etwa darauf aus, sich nun diese seine „Lieblinge" körperlich gefügig zu machen, er ist vielmehr unablässig um ihr Wohl bemüht, ermahnt und rügt sie, kurz macht ihre Tüchtigkeit zum Hauptinhalt seines Denkens, und zu den guten Lehren, die er ihnen gibt, gehört gerade auch die, der körperliche Besitz eines geliebten Knaben sei etwas „Schweinisches" und als solches unbedingt zu meiden! Das hatte dann einerseits zur Folge, daß dieser seltsame Liebhaber, der auf das eigentliche Endziel der übrigen Liebhaber von vornherein verzichtete, vielen Zeitgenossen den Liebhaber überhaupt nur zu spielen schien, so daß sie dann auch seine Liebeserklärungen bloß als Äußerungen „sokratischer Ironie" verstanden.[210] Anderseits läßt sich kaum bezweifeln, daß gerade die Durchdringung der Sokratischen Tugendpredigt mit dem Geiste dieser eigenartig-leidenschaftlichen, aber doch völlig verklärten, zu rein seelischer Fürsorge emporgeläuterten Liebe auch zu ihrem unvergleichlichen Erfolge sehr viel, ja vielleicht das meiste beigetragen haben wird. Wenn diese Predigt den jungen Mann aufforderte, sich nicht so sehr um Nebensächliches und Äußeres zu bekümmern, vielmehr vor allem um die Hauptsache, die Ausbildung seines eigenen Innern, die eigene Einsicht und Tüchtigkeit, so wich sie ja damit inhaltlich nicht allzuweit von den Ratschlägen

210) Pl. Gastm. 218d.

anderer Tugendlehrer ab: wenn sie dessenungeachtet auf die athenischen Jünglinge so viel stärker wirkte als diese, so lag das gewiß vor allem daran, daß sie eben nicht bloß Predigt und Ratschlag war, daß sich in ihr nicht bloß gereiftes Nachdenken und menschenfreundliches Wohlwollen, sondern über das alles hinaus auch noch der leidenschaftliche Anteil eines liebenden Herzens aussprach![211]

Die Wirksamkeit des Sokrates wurzelt so unverkennbar in einer zu erzieherischer Leidenschaft emporgeläuterten („sublimierten") Knabenliebe. Diese Emporläuterung und Verklärung könnte nun, von vornherein, entweder eine mehr angeborene, vorwiegend in der Eigenart der geistig-leiblichen Anlage wurzelnde oder aber eine mehr erworbene, dieser Anlage in einem inneren Kampfe abgerungene sein. Die Frage, ob dies oder jenes zutraf, scheint mir für Sokrates entschieden zu werden durch die Tatsache, daß im Mittelpunkte seines Lebens- und Gedankenkreises der Begriff der Selbstbeherrschung steht. Das Wort, das Sokrates zu jenem Physiognomiker gesprochen haben soll: er sei seiner lasterhaften Neigungen Herr geworden, spiegelt nur den Eindruck wider, den sein Wesen in seinen Jüngern zurückgelassen hat und den es auch in uns noch zurückläßt: Sokrates hat sich selbst zur Selbstbeherrschung erzogen, seinen Willen durch Gewöhnung an Ent-

211) Vgl. Sokrates' Antwort auf den Anm. 195 erwähnten Vorwurf des Sophisten Antiphon, er verlange für seinen Unterricht keine Bezahlung, bei Xen. Erinn. I 6, 13: „Mein lieber Antiphon, in unserem Kreise (παρ'ἡμῖν — das kann aber nicht wohl heißen: „bei uns in Athen", da Antiphon ja selbst Athener ist) denkt man über den Verkauf des Wissens wie über den der Schönheit: ein junger Mann, der sich dem ersten besten, der dafür bezahlen will, hingibt, prostituiert sich; läßt er sich dagegen die Freundschaft eines innerlich vornehmen Liebhabers gefallen, dann handelt er vernünftig. Ganz ebenso prostituiert sich auch der Weisheitslehrer, der sein Wissen dem ersten besten für Geld verkauft; wer sich dagegen einen wohlveranlagten jungen Mann dadurch zum Freund macht, daß er ihm beibringt, was ihm nützlich sein kann, benimmt sich wie ein anständiger Mensch." — Es ist allerdings anzunehmen, daß Sokrates im Gegensatze zu anderen Lehrern zuletzt darum von seinen Schülern Bezahlung nicht verlangt hat, weil ihm der Umgang mit ihnen Herzenssache war!

behrungen aller Art planmäßig gestählt, auch seinen Jüngern die Selbstbeherrschung als die Frucht planmäßiger Erziehung und Gewöhnung hingestellt; er war nicht frei von Stolz auf die bei dieser Selbsterziehung errungenen Erfolge, voll heftigen Tadels für jene, die solche Erfolge nicht aufzuweisen hatten — keine Spur von jener verstehenden und bescheidenen Milde, die wir dort erwarten müßten, wo die eigene Art als notwendiges, kampfloses Ergebnis einer ausnahmsweise glücklichen Naturanlage empfunden und beurteilt würde! Und gewiß haben wir allen Grund anzunehmen, daß das eigentliche Ziel dieser Sokratischen Selbsterziehung eben die Überwindung des Verlangens nach dem körperlichen Besitze schöner Knaben gewesen ist. Denn gerade an diesem Punkte war er in seinem Leben wie in seiner Lehre weitaus am strengsten: schon die Alten machen kein Hehl daraus, daß Sokrates seiner Neigung, sich an Speis' und Trunk, ja wohl auch am Umgang mit Weibern zu erfreuen, gelegentlich die Zügel schießen ließ, die einzige Selbstbeschränkung, von der sie keine Ausnahme kennen, ist die, die er sich den geliebten Knaben gegenüber auferlegte; und auch als Lehrer hat er in allen übrigen Stücken bloße Mäßigung, in diesem einen völlige Enthaltung gefordert! Wir sind also wohl berechtigt, vom psychologischen Standpunkte aus in der Unterdrückung der körperlichen Knabenliebe die eigentliche Hauptleistung der Sokratischen Selbstbeherrschung, in deren übrigen Äußerungen mehr nur Mittel zur Stählung und Erziehung des Willens im Dienste dieser Hauptaufgabe zu sehen. Und von eben diesem Standpunkte aus müssen wir mit dieser Bedeutung der Selbstbeherrschung im Leben des Sokrates wohl auch die Mittelpunktsstellung zusammenschauen, die sie in seiner Lehre einnimmt: den Mahnruf, sich vor allem andern die Selbstbeherrschung zu erkämpfen, hat er an seine Jünger zuletzt doch wohl darum gerichtet, weil er selbst schwer um sie gerungen hatte

und sich durch den siegreichen Abschluß dieses Ringens befreit und beglückt fand!

Bisher wurden vor allem Tatsachen festgestellt: die erzieherische Wirksamkeit des Sokrates wurzelt in dem Boden einer vergeistigten Knabenliebe; sein Leben und seine Lehre werden beherrscht von der Aufgabe der Selbstüberwindung. Und von diesen Tatsachen entfernten wir uns zum mindesten nicht weit durch den Schluß: eben jene Vergeistigung der Knabenliebe wird die Hauptleistung dieser Selbstüberwindung gewesen sein. Diesen festen Boden der Tatsächlichkeit müssen wir wohl verlassen und nach mehr oder weniger einleuchtenden Vermutungen greifen, wenn wir nun die Frage zu beantworten suchen: welche inneren Antriebe mögen Sokrates den Willen eingegeben und die Kraft verliehen haben, sein Verlangen nach dem körperlichen Besitz geliebter Knaben zu unterdrücken, sich selbst zu überwinden, seine Knabenliebe zu vergeistigen?

Wir denken in einem solchen Falle zunächst an die Macht der empörten öffentlichen Meinung, das eigene Bewußtsein des sittlich Unerlaubten. Allein für den Fall des Sokrates scheint eine solche Erklärung von vornherein auszuscheiden: in dem gesellschaftlichen Kreis, in dem sein Leben verlief, verstand sich die ganz unvergeistigte oder doch nur wenig vergeistigte Knabenliebe durchaus von selbst, galt keineswegs als etwas besonders Tadelnswertes; in der Sokratischen Enthaltsamkeit sahen denn auch die Zeitgenossen nicht etwa bloß ein seltenes Beispiel pflichtmäßiger Gewissenhaftigkeit, vielmehr ein beispielloses, unvergleichliches Wunder! Auch die Annahme, Sokrates' körperliches Verlangen möchte im Grunde doch mehr dem anderen als dem eigenen Geschlecht gegolten, von dem wirklichen Besitz auch des schönsten und geliebtesten Knaben möchte ihn zuletzt doch ein dunkles Widerstreben zurückgehalten haben, würde schwerlich das

richtige treffen: wäre ihm der Verzicht auf den körperlichen Besitz schöner Knaben leicht gefallen, was sollte dann sein Lob der Selbstbeherrschung, seine Verherrlichung ihrer Mühen und Früchte eigentlich bedeuten? . . . Und auch der Glanz mühsam errungener Selbstbezwingung, von dem seine Gestalt den Zeitgenossen umstrahlt schien, war schwerlich bloß eine durch Mißverständnis hervorgerufene Täuschung! Sokrates selbst führt gegen die körperliche Knabenliebe vor allem an, daß durch sie der Liebhaber unfrei, von seinem Liebling abhängig, auf dessen Laune angewiesen wird, und es wäre durchaus unrecht, das Gewicht zu unterschätzen, das für eine so freiheitsstolze Natur dieser Erwägung wirklich zukommen mußte. Allein so schwer wir es heut' einem Manne glauben würden, daß er aus keinem anderen Grund als bloß aus Stolz und Unabhängigkeitsgefühl sein ganzes Leben lang keine Frau berührt habe, so wenig wird uns doch auch für Sokrates jene Begründung als eine wirklich ausreichende erscheinen. Und in der Tat, mindestens noch eine andere Erklärung bietet sich dar. Sokrates war in dem Kreis, in dem er lebte, nicht geboren. Und dem athenischen Kleinbürgertum, dem er entstammte, war — wir sehen es aus der Komödie — die Knabenliebe immer fremd geblieben: die „gute Gesellschaft" Attikas hatte diese Gefühlsweise von den Dorern übernommen.[212] Könnte so nicht das, was Sokrates den Willen und die Kraft gab, sein Verlangen nach dem körperlichen Besitz schöner Knaben zu überwinden, der Geist seines Elternhauses, der Umgebung, in der er aufwuchs, gewesen sein? Und wenn er dem Kritias vorhielt, das Verlangen nach dem Umgang mit einem Knaben sei etwas Schweinisches, hören wir in diesen Worten etwa den Nachklang des Urteils, das jene Umgebung über diesen Umgang zu fällen pflegte, und das Sokrates von den athenischen Kleinbürgern seit seiner Kindheit zu vernehmen gewohnt war?

212) Vgl. Erich Bethe, Die dorische Knabenliebe, Rheinisches Museum LXII, 438 ff.

Daß dies die Quelle jenes Widerstrebens gewesen sei, das, verstärkt durch seinen Unabhängigkeitsdrang, den Sokrates gegen die ungehemmte Herrschaft sinnlicher Knabenliebe sich aufbäumen ließ, ist, ich wiederhole es, bloße Vermutung. Daß dagegen ein solches inneres Aufbäumen stattfand, daß Sokrates sich die Herrschaft über seinen sinnlichen Trieb in inneren Kämpfen mühsam errang, darf mit weit stärkerer Zuversicht behauptet werden. Und hieran knüpft sich nun eine weitere Frage, die ich freilich gleichfalls nicht durch den Hinweis auf Tatsachen, vielmehr bloß durch den auf Möglichkeiten, beantworten kann: wenn denn in Sokrates' Seele schwere sittliche Kämpfe stattfanden, könnte nicht auch die Vorherrschaft sittlicher Fragestellungen in seinem Denken eben in ihnen ihren letzten Grund gehabt haben? — Tatsache ist, daß Sokrates in den Jahren seiner Reife die Energie seines Denkens ganz überwiegend Fragen wie diesen zuwandte: Was ist das Gute? Das Anständige? Das Rechte? Um dies zu erklären, pflegt man auf den Geist jener Zeit zu verweisen, die eben begonnen habe, ihre Aufmerksamkeit den Fragen des menschlichen Lebens zuzuwenden. Und dies mit Recht, sofern sich's darum handelt, den Widerhall zu verstehen, den Sokrates' sittliche Fragestellungen im Denken seiner Zeitgenossen fanden. Soll dagegen begreiflich gemacht werden, wie gerade dieser bestimmte Mensch dahin gelangt sein mag, jene Fragen aufzuwerfen, dem Ringen um ihre Lösung sein Leben zu weihen, dann besagt doch diese Antwort recht wenig. Unser Streben nach psychologischem Verständnis jedenfalls würde sich mehr befriedigt fühlen, dürften wir die Annahme machen, Sokrates habe sich die Frage: Was ist das Gute, das Anständige, das Rechte? nicht aus bloßer theoretischer Wißbegierde gestellt, vielmehr ursprünglich darum, weil er wirklich nicht wußte, was für ihn gut, anständig und recht sei, mit anderem Wort: wie er sich verhalten, sein Leben gestalten solle? Diese Voraussetzung nun ist in der Tatsache, daß

Sokrates einen heftigen sinnlichen Trieb in sich niederzukämpfen hatte, zwar noch nicht enthalten, indes, wie ich glaube, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit aus ihr zu folgern. Denn unsere sittlichen Kämpfe spielen sich doch wohl recht selten so ab, daß wir uns darüber, auf welcher Seite das Recht sei, von vornherein ein für allemal im klaren sind, und daß es uns nur schwer fällt, dieser unserer Einsicht nun auch in unserem Handeln Geltung zu verschaffen; weit häufiger so, daß auch der bekämpfte Trieb uns Gründe, die zu seiner Rechtfertigung dienen können, vor Augen stellt, so daß dann unser Urteil zwischen diesen Gründen und den Gegengründen hin und her schwankt. Und dafür, daß eben dies auch der Fall des Sokrates gewesen sein wird, spricht ja schon der Umstand, daß dieser auch in seinen Gesprächen unsittliches Handeln durchwegs auf unzulängliche sittliche Einsicht zurückzuführen pflegt.[213] Auch galt ja den Gebildeten Athens körperliche Knabenliebe wirklich nicht als verwerflich, — ein Umstand, den der bekämpfte Trieb für sich auszubeuten kaum unterlassen konnte. War es vollends etwa gar so, wie wir vorhin mutmaßten, schwankte Sokrates wirklich jemals zwischen der Gefühlsweise seines Elternhauses und der seiner späteren Umgebung hin und her, dann mußte er sich ja die Frage, was gut, anständig und recht sei, notwendig auch in dem Sinne stellen, daß sie für ihn soviel wie die andere Frage bedeutete: Was soll ich tun, wie soll ich leben? . . . So darf es also wohl nicht unwahrscheinlich heißen, daß für Sokrates die Frage nach dem Wesen des Sittlichen und Guten ursprünglich die Bedeutung einer ganz persönlichen Lebensfrage gehabt hat.

Diese soeben als nicht unwahrscheinlich bezeichnete Annahme besagt übrigens nicht, daß sich Sokrates die Frage nach dem Wesen des Guten und Schlechten erst in jenem Lebensalter gestellt haben könne, in dem er vor der Wahl stand, dem Trieb der sinnlichen

213) Vgl. o. Anm. 187.

Knabenliebe nachzugeben oder ihn zu unterdrücken, somit nicht vor dem ersten Mannesalter. Im Gegenteil! Zeigt sich an diesem einen Beispiel, daß Sokrates' Natur zu sittlichen Kämpfen überhaupt neigte, dann ist's fast wahrscheinlich, daß ihm der Widerstreit zwischen Neigung und Pflicht auch schon aus früheren Anlässen, wohl gar seit seiner Kindheit, schmerzlich fühlbar geworden sein wird. Und so wär's denn durchaus denkbar, daß sein unablässiges Fragen nach dem Wesen des Guten zwar wirklich zuletzt aus seinen eigensten sittlichen Nöten geflossen wäre, dennoch aber schon in seiner frühen Jugend angehoben und aus den seelischen Kämpfen, in die ihn seine Knabenliebe verwickelte, etwa nur neuen Anstoß empfangen hätte. Ein Umstand freilich spricht dafür, daß dem Ringen um die Vergeistigung der Knabenliebe für die Sokratische Fragestellung nach dem Wesen des Sittlichen doch eine größere Bedeutung zugekommen sein mag, als es sonst nach dem eben Gesagten scheinen könnte: Sokrates' Nachdenken scheinen in seinen Jünglingsjahren mehr Fragen der Naturerkenntnis, erst in seinem Mannesalter immer entschiedener Fragen des sittlichen Lebens beschäftigt zu haben; das aber ist eben die Zeit, zu der sich seine Knabenliebe zuerst stark und bewußt in ihm geregt haben muß; ist doch nach den Begriffen jener Zeit ein Liebhaber kaum unter fünfundzwanzig Jahren denkbar. Mag also Sokrates die Frage, was gut, anständig und recht sei, auch schon als Kind aufgeworfen haben, entscheidende Bedeutung scheint sie für sein Leben erst nach seinen Jünglingsjahren gewonnen zu haben, und da darf es denn wohl eine einigermaßen scheinbare Vermutung heißen, daß diese Wendung in seinem Denken mit jenen inneren Kämpfen zusammenhing, in die ihn in eben denselben Jahren der Trieb zu sinnlicher Knabenliebe verwickelt haben dürfte.

Ich komme zur zweiten Gruppe meiner Beobachtungen. Im Gedankenkreise des Sokrates nimmt der Begriff des Handwerksmeisters eine eigentümlich beherrschende Stellung ein: die Erkenntnis des Handwerksmeisters gilt ihm als die vorbildliche Erkenntnis; wie dieser die Fragen seines Fachs, so sollte jeder Tüchtige die Fragen des Lebens, der wahre Herrscher die der Staatskunst überblicken; ja selbst das Verhältnis Gottes zur Welt weiß sich Sokrates nur an dem des Handwerksmeisters zu seinem Erzeugnis zu erläutern. Nun war aber Sokrates der Sohn eines Steinmetzen, war also selbst im Haus eines Handwerksmeisters aufgewachsen: daraus dürfen wir schließen, daß sich in seinem Erkenntnisbegriff seine Jugendeindrücke niedergeschlagen haben, daß ihm das Fachwissen des Handwerksmeisters darum als das Musterbild alles Wissens überhaupt galt, weil für die Menschen, die ihn in seiner Jugend umgaben, tüchtige Handwerksmeister die maßgebenden Autoritäten waren und weil deshalb auch er selbst als Kind zu solchen Handwerksmeistern voll Achtung und Ehrerbietung aufgeblickt hatte.

Allein Sokrates' Urteil über die Handwerksmeister erschöpft sich nicht in jener Anerkennung ihres Fachwissens. Es schließt auch die ebenso entschiedene Feststellung ein, daß die Handwerksmeister, wie sie in Athen wirklich zu finden sind, zulängliches Wissen nur in ihrem Fache besitzen, dagegen auf die wichtigsten Fragen der Lebensführung, der Staatsleitung und natürlich erst recht der Welteinrichtung die Antwort ebenso schuldig bleiben wie die übrigen Bürger und Fremden.[214] Das Fachwissen des Handwerksmeisters ist demnach zwar für Sokrates seiner Art nach die vorbildliche Erkenntnis, allein ihrem vollen Umfang nach besitzen diese vorbildliche Erkenntnis seiner Meinung nach nicht etwa irgendwelche wirkliche Handwerksmeister, vielmehr stellt er diesen einen als vollkommen gedachten, kürzer: einen idealen Handwerksmeister

214) Pl. Apol. 22 d.

entgegen, und erst dieser gilt ihm als der einzig wahrhaft Tüchtige, der einzig wahre Herrscher, ja in gewissem Sinne sogar als die einzig wahre Gottheit. An die Annahme, Sokrates habe als Kind zu den athenischen Handwerksmeistern ehrfürchtig aufgeblickt, ist daher die weitere zu fügen, er habe sich gegen den Druck ihrer Autorität irgendeinmal aufgebäumt, ja sich von deren Anerkennung endlich völlig befreit. Sokrates verhielt sich demnach gegen die Handwerksmeister so, wie wir alle uns oft gegen Typen verhalten, zu denen wir einmal aufgeblickt haben, die aber dann die Erwartungen, die wir auf sie gesetzt hatten, enttäuschten: wir „spalten" nämlich diese Typen, setzen etwa den „wahren Richter", den „wahren Gelehrten" den unzulänglich befundenen „wirklichen" Richtern und Gelehrten entgegen; jener erweist sich nun als ein durchaus geeigneter Gegenstand fortdauernder, von keinem Einwand mehr angefochtener Verehrung, diese dagegen werden jetzt durch unsere Wertschätzung des Typus gegen die Geringachtung, die uns dessen wirkliche Vertreter eingeflößt haben, nicht mehr geschützt. Und daß auch Sokrates von den wirklichen Handwerksmeistern, sofern er sie als Vorbilder zulänglicher Erkenntnis betrachtet hatte, irgendeinmal schwer enttäuscht worden ist, darf aus der Art, wie er ihnen einen „idealen Handwerksmeister" entgegenstellte, mit Zuversicht geschlossen werden. Ja, da wir aus seiner Lebensgeschichte wissen, daß Sokrates etwa im achtzehnten Lebensjahr mit dem Naturphilosophen Archelaos umzugehen begann, dessen Fragestellungen über den Wissenskreis der athenischen Handwerksmeister, mögen wir ihn noch so groß annehmen, ohne Zweifel weit hinausführen mußten, so dürfen wir sogar hinzusetzen, daß jene Enttäuschung kaum später als eben damals eingetreten sein kann.

Wir können einer Autorität entweder still und unvermerkt entwachsen oder aber sie kann sich unseren Ansprüchen gegenüber

ein Mal über das andere als unzulänglich erweisen und so vor unseren Augen Stück für Stück zerbröckeln. Eine Vermutung darüber zu wagen, ob Sokrates in früher Jugend mit der Autorität der Handwerksmeister diese oder jene Erfahrung gemacht habe, scheint zunächst höchst vermessen: nur ein ganz besonders glücklicher Umstand erlaubt es uns, diese Frage nicht bloß aufzuwerfen, nein, sie sogar mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu beantworten. Treffen wir nämlich bei einem Erwachsenen ein sonst für Kinder bezeichnendes Verhalten an, so dürfen wir doch mit großer Zuversicht annehmen, er werde dies Verhalten auch schon als Kind beobachtet und es eben seit damals beibehalten haben. Sokrates nun hat sein Leben damit zugebracht, mit immer gleichem, nie ermattendem Eifer all denen, mit denen er umging, Fragen vorzulegen: wer diese Fragen nicht — oder doch nicht ohne sich in Widersprüche zu verwickeln — beantworten konnte, der galt ihm als „widerlegt", seiner Unwissenheit überführt, seines Anspruchs auf Autorität beraubt. Die Erwachsenen mit Fragen zu bestürmen, ist aber ausgesprochene Kinderart. Ich folgere, es werde um so mehr auch die Art des Sokrates, als er noch ein Kind war, gewesen sein. Und da nun diesem auch noch in seinen reifen Jahren eine Autorität dann als entwertet galt, wenn der, dem sie beigelegt worden war, seine Fragen nicht zu seiner Zufriedenheit zu beantworten wußte, so glaube ich weiter folgern zu dürfen, auch schon dem jugendlichen Sokrates werde die Autorität der Handwerksmeister auf dieselbe Art entwertet worden sein. Mit anderen Worten, solange sich seine Fragen auf das Handwerk des einzelnen Meisters, seine Gegenstände und Verrichtungen bezogen, werden dessen Antworten den jugendlichen Frager höchlich befriedigt haben: eben daher wird denn auch die hohe Achtung rühren, die Sokrates sein Leben lang für das Fachwissen der Handwerksmeister erfüllt hat. Allein dies mußte sich von Grund aus ändern,

sowie sich der Kreis der von Sokrates gestellten Fragen erweiterte. Platon läßt diesen einmal selbst davon reden, Fragen welcher Art ihn in seiner Jugend beschäftigten:[215] Wie entstehen die Tiere?[216] Mit welchem Bestandteil des Leibes denken wir? Ist die Erde flach oder rund? Und, wenn flach oder rund, wozu ist sie flach oder rund? . . . Solche Fragen konnten die Handwerksmeister, die Sokrates in seiner Jugend umgaben — der Steinmetz Sophroniskos, seine Verwandten und Freunde — unmöglich beantworten; noch weniger freilich die Fragen, die Sokrates später mit Vorliebe aufwarf, vielleicht aber doch auch schon früh gestellt hat: Was ist das gemeinsame Wesen alles Guten, Anständigen, Gerechten . . .? Und eben ihr Unvermögen, diese Fragen zu lösen, wird ihre Autorität in den Augen des jugendlichen Sokrates entwertet und diesen veranlaßt haben, ihnen als den wirklichen, jedoch unzulänglichen Handwerksmeistern einen als vollkommen gedachten, idealen Handwerksmeister entgegenzusetzen.

Wirklich hat sich ja Sokrates mit siebzehn Jahren dem Naturphilosophen Archelaos angeschlossen und ohne Zweifel zunächst in diesem zulängliches Wissen verkörpert zu finden, den wahren „Meister" zu sehen geglaubt. Vermochte ihn doch Archelaos nicht nur über die Entstehung der Tiere, das Denkorgan, die Gestalt der Erde und noch vieles andere dergleichen, vielmehr auch über den Ursprung von Recht und Staat zu belehren. Beider Verhältnis war denn auch ein langdauerndes und inniges.[217] Endlich aber

215) Phaedo 96a ff.

216) Gemeint ist die Frage der Urzeugung. Platons Worte lauten in Apelts Übertragung: „. . . ob, wenn das Warme und Kalte in Fäulnis gerät, wirklich Lebewesen entstehen, wie Einige behaupten . . .?".

217) Auf seiten des älteren Freundes wird ihm eine gewisse leidenschaftliche Färbung wohl nicht gemangelt haben. Wirkte indes wirklich, wie wir vermuteten, in Sokrates eine anerzogene Mißachtung körperlicher Knabenliebe dauernd nach, so wird er solcher Leidenschaft wohl von Anfang an gewisse Schranken gesetzt haben: manche Eigentümlichkeit seiner Lebensweise, die weder als Mittel zur Übung im Entbehren noch als solches der Willensstählung unbedingt gefordert scheint, wie etwa

scheint Sokrates doch auch den Archelaos „überfragt“ zu haben, und zwar vermutlich um so unverkennbarer, je entschiedener die Fragen nach dem gemeinsamen Wesen alles Guten, Anständigen, Gerechten sein Denken beherrschten: hätte Archelaos diese Fragen selbst zu beantworten gewußt, so wäre ja er der Begründer der wissenschaftlichen Sittenlehre geworden! Auch er also konnte dem Sokrates nicht dauernd die wahre Autorität, den wahren „Meister“ bedeuten. Und die Erfahrung, die Sokrates an den Handwerksmeistern und nun auch an Archelaos gemacht hatte, sie wiederholte sich ihm nun noch unzählige Male im Umgang mit all den Männern, die auf irgend einem Gebiet für hervorragend galten; denn auch er selbst wiederholte ihnen allen gegenüber das Verfahren, daß ihm seit seiner Kindheit geläufig war: er legte ihnen Fragen vor und beurteilte ihr Wissen, ihren Geltungsanspruch, ihre „Meisterschaft“ nach den Antworten, die sie auf diese Fragen erteilten; da aber fand sich's regelmäßig, daß sie zwar auf ihrem Sondergebiet zulängliches Wissen besaßen, andere Fragen dagegen, besonders die dem Sokrates vor allem am Herzen liegenden nach dem Wesen des Guten, Anständigen und Rechten nicht widerspruchslos und befriedigend zu beantworten vermochten. Alle blieben sie vielmehr dem Sokrates die erbetene Belehrung schuldig: wie hätte er ihnen da wahre Autorität zubilligen, sie als wahre „Meister“ anerkennen können?[218]

Als der einzig wahre Meister galt ihm vielmehr jetzt G o t t, die das All zweckgemäß einrichtende und leitende Vernunft. Die Vor-

das seltene Baden und Haarschneiden, sieht ganz so aus, als stammte sie aus einer Zeit, da es Sokrates willkommen war, reiferen Männern nicht allzu anziehend zu erscheinen.

218) Daß Sokrates ein solches Gespräch belehrungsdurstig wie ein Kind beginnt, um in seinem Verlauf immer unverkennbarer den Meister des Widerspruchs, der Widerlegung hervorzukehren, ward seinen Zeitgenossen einer der wichtigsten Anlässe, mit einem gewissen, freilich nur teilweisen Recht von „sokratischer Ironie“ zu sprechen.

stellung solch einer göttlichen Vernunft mag ihm Archelaos vermittelt haben: daß sie in seinem Bewußtsein etwa die Stelle einnahm, die dereinst die Autoritäten seiner Jugend, die Männer, die in seinem Elternhause für weise galten, innegehabt hatten, daß also der Mann Sokrates der Gottheit innerlich etwa so gegenüberstand, wie einst der Knabe Sokrates den weisen Handwerksmeistern gegenübergestanden hatte — dies dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit aus zwei Umständen schließen. Er selbst vergleicht diese Gottheit einem „weisen und liebevollen Handwerksmeister" und die kurzen Verbote, die er von Zeit zu Zeit hörte und auf Gott zurückführte, scheinen durchwegs von der Art gewesen zu sein, wie sie ältere Leute einem kleinen Buben zuzurufen pflegen; nach Platons Andeutungen mögen sie etwa gelautet haben: „Bleib' stehen! Sitzen bleiben! Halt's Maul!"; auch das einzige göttliche Gebot, das Sokrates, soviel wir wissen, (im Traum) vernahm, ist von ganz derselben Art: „Sokrates, mach' Musik und sei fleißig!" Wo Sokrates seinem Gott gegenübersteht, fühlt er sich durchaus als Kind.[219]

Die entscheidende Bedeutung seines Gottesglaubens für Sokrates' Lebensgestaltung ist indes erst darin zu erblicken, daß dieser Glaube es ihm gestattete, sein Verlangen nach Unterordnung unter eine Autorität mit seinem Unabhängigkeitsdrang zu versöhnen. Der Widerstreit dieser beiden Bedürfnisse kehrt ja wohl in irgend einem Grad bei jedem Menschen wieder. Ein großer Teil des Reizes, den die Erinnerung an die Kinderzeit auf die meisten von uns ausübt, beruht darauf, daß dies eine Zeit war, da noch andere für uns dachten, sorgten und handelten, auf die wir uns verlassen, in deren Hut wir uns geborgen fühlen durften. So oft es in unserem späteren Leben scheint, dieses Verhältnis könnte sich, wenn auch in abgeänderten Formen, wiederherstellen, es biete sich uns ein Erzieher

219) Hier darf auch daran erinnert werden, daß Sokrates beim Lesen und Schreiben wie ein Kind gestammelt haben soll.

oder Lehrer, ein Vorgesetzter, ein Parteiführer oder ein Herrscher, ein Genius, ein Prophet oder eine Gottheit dar, denen wir nur zu folgen brauchten, auf die wir uns bedingungslos verlassen dürften, begrüßen wir, sofern sich keine Gegenwirkung fühlbar macht, diese Aussicht mit inniger Befriedigung. Und daß auch Sokrates so empfand, geht daraus hervor, daß sich ja sein ganzes Leben als ein Suchen nach dem „wahrhaft Wissenden“, dem „wahren Meister“ begreifen und darstellen läßt. Allein wenn die Erwachsenen dem Kind Sorge und Verantwortung für seine Entscheidungen abnehmen, so treten sie dafür doch auch der Erfüllung seiner Wünsche, der Befriedigung seiner Neigungen vielfach hemmend in den Weg. Daher es denn natürlich, ja notwendig ist, daß in dem Kinde die Sehnsucht nach ungehemmter Selbstbetätigung, völliger Selbständigkeit, schrankenloser Unabhängigkeit erwacht. Und daß dies Streben nach voller, bedingungsloser Unabhängigkeit auch in Sokrates, und zwar in ungemeinem Maße lebendig war, erhellt unzweideutig aus seiner unermüdlich wiederholten Forderung, die Jugend zu freien Herrennaturen zu erziehen, gewöhnt, lieber alle Entbehrungen auf sich zu nehmen als sich in irgendwelche Unfreiheit, irgendwelche Abhängigkeit von Menschen oder Verhältnissen zu fügen, eher auf jeden Genuß zu verzichten als auch nur ein Teilchen der eigenen Unabhängigkeit, der eigenen Selbstbestimmung preiszugeben — und erhellt vielleicht noch entschiedener daraus, daß auch Sokrates selbst dieser Forderung nachgelebt, sie in Leben und Sterben beispielgebend erfüllt hat. Diese beiden Urneigungen des menschlichen Herzens geraten nun aber, sobald sie über einen gewissen Stärkegrad hinaus anwachsen, notwendig in Streit: wer zu voller Unabhängigkeit durchdringen will, muß darauf verzichten, sich einer höheren Autorität anzuvertrauen und sich im Vertrauen auf sie vor jeder Fährlichkeit behütet zu fühlen; wer hierauf nicht verzichten kann, muß irgend eine Autorität

über sich stellen, gegen die gehalten er dann selbst als ein unselbständiges Wesen von beschränkter Wirkungsmöglichkeit erscheint. Sokrates nun gehörte zu jenen Menschen, die diesen Streit so schlichten, daß sie eine übernatürliche Autorität unbedingt anerkennen, sich ihr völlig unterwerfen, eben hiedurch aber in den Stand gesetzt werden, allen natürlichen Widerständen Trotz zu bieten, im Vertrauen auf den Schutz der Gottheit sich von allen irdischen Mächten unabhängig zu fühlen. Dies haben in den verschiedensten Zeiten viele mit sehr ungleichem Ergebnis versucht; Sokrates ist es mit ganz besonderem Erfolge gelungen: er war fest davon überzeugt, daß Gott über ihm wache, ihn weise und fürsorglich leite, und diese Überzeugung hat ihm jene furchtlose Ruhe verliehen, die ihn allen äußeren Gefahren gegenüber beseelte, hat ihm das Gefühl völliger Unabhängigkeit vom Schicksal geschenkt.

Voraussetzung war dabei für Sokrates freilich auch eine eigentümliche Geisteshaltung, die ihm mit vielen anderen Größen der Geistes- und besonders der Religionsgeschichte gemein ist. Schwerlich hätte die Gottheit für ihn diese lebensbestimmende, diese Wirklichkeitsbedeutung gewinnen und behaupten können, wäre sie für ihn Gegenstand bloßen Glaubens geblieben, ihm nicht in voller Sinnfälligkeit entgegengetreten: er war überzeugt, ihre Stimme selbst zu hören, die Äußerungen ihrer Fürsorge für ihn und seine Freunde unmittelbar zu vernehmen. Das heißt aber: er trug das Idealbild des „wahren Meisters", einer höchsten Weisheit, unbewußt in sich und da es nun in sein Bewußtsein eindrang, erschien es ihm als ein wirklich außer ihm Befindliches, an das er sich halten konnte mit der vollen Kraft des wirklichen Lebens. Daß nun mit dieser vollsten Lebendigkeit nur solche Erzeugnisse unseres Geistes auf uns wirken, die wir nicht als Erzeugnisse unseres eigenen Geistes erkennen, die wir vielmehr außer uns setzen als ein von uns unabhängiges Wirkliches, um nicht zu sagen Leibhaftiges, dies

ist eine Grunderscheinung der Religionsgeschichte; diese so eigentümlich-folgenreiche Geisteshaltung aber einigermaßen aufzuklären, vor allem ihr Verhältnis zu den Wahngebilden zu bestimmen, die ja der Geisteskranke nicht minder „außer sich" setzt, dies wäre wohl eine der dringendsten Forderungen an eine nervenärztliche Seelenkunde.

Fassen wir das in einer zweiten Gruppe von Beobachtungen bisher Festgestellte zusammen, so hat sich ergeben: Sokrates hat in früher Jugend zu tüchtigen Handwerksmeistern als höchsten Autoritäten aufgeblickt, ist aber dann, da sie seine über ihr Fachgebiet hinausgreifenden Fragen nicht zu seiner Zufriedenheit beantworten konnten, an ihrer Autorität irre geworden und hat ihnen das Ideal eines wahren, d. h. wahrhaft weisen Handwerksmeisters entgegengesetzt; dieses aber fand er nicht unter Menschen verwirklicht, vielmehr einzig in der die Welt weise einrichtenden und leitenden Gottheit verkörpert, und indem er diese als höchste Autorität anerkannte, fand er in ihr zugleich den Stützpunkt, der ihn in den Stand setzte, allem Irdischen gegenüber seinen mächtigen Unabhängigkeitsdrang zur Geltung zu bringen. Und blicken wir nun von hier aus auf das zurück, was wir in einer ersten Gruppe von Beobachtungen über Sokrates' Stellung zu seinem gleichgeschlechtlichen Triebe festgestellt hatten, so werden wir einer engen Wechselbeziehung des dort und des nun hier Beobachteten gewahr. Sokrates selbst hatte ja als den Hauptgrund, aus dem er für sich wie seine Jünger die sinnliche Knabenliebe grundsätzlich ablehnte, die Unfreiheit bezeichnet, in die durch sie der Liebhaber dem Geliebten gegenüber gerate. Da sich der Trieb nach Unabhängigkeit von allem Äußeren als einer der Grundtriebe des Sokrates erwiesen hat, so bestätigt sich nun, was wir schon damals mutmaßen konnten: daß jene von Sokrates selbst gegebene Begründung durchaus ernst zu nehmen ist und, können wir sie auch nicht als ausreichenden

psychologischen Erklärungsgrund für Sokrates' Herrwerden über die sinnliche Knabenliebe gelten lassen, doch zu diesem Ergebnis ohne Zweifel wesentlich beigetragen haben wird. Anderseits aber ist auch innere Unabhängigkeit vom Schicksal dort undenkbar, wo ein Mensch von einem Drange beherrscht wird, über dessen Befriedigung oder Nichtbefriedigung eben dies Schicksal entscheidet. Folglich hätte Sokrates seinem Drang nach Unabhängigkeit von allem Äußeren überhaupt nicht zum Durchbruch verhelfen können, hätte er nicht die sinnliche Knabenliebe in sich unterdrückt, sie zu einem rein seelischen Erziehungseifer emporgeläutert. Er selbst hat es ausgesprochen: Freiheit ist unmöglich ohne Selbstbeherrschung.[220] Sokrates war also durchaus folgerecht, wenn er in seiner Lehre die Forderung nach Selbstbeherrschung mit der nach innerer Freiheit verknüpfte und auch in seinem eigenen Leben vermochte er dieser zweiten Forderung nur darum Genüge zu tun, weil er auch jene erste erfüllte. War es, wie wir vermuteten, zuletzt wirklich die Abhängigkeit von der Empfindungsweise seines Elternhauses, die ihm die Bezwingung des heftigsten seiner körperlichen Triebe ermöglichte, dann hat ihm diese Abhängigkeit eben damit zugleich auch zur Erringung eines Höchstmaßes innerer Unabhängigkeit verholfen!

Ich habe bisher Sokrates' Drang nach Unabhängigkeit und seine Auflehnung gegen die Autorität der Handwerksmeister, überhaupt der nicht wahrhaft Sachverständigen als zwei voneinander unabhängige Erscheinungen besprochen. Und das sind sie ja auch wirklich, sofern wir nämlich voraussetzen dürfen, Sokrates habe seine Fragen zu allen Zeiten seines Lebens aus bloßer Wißbegierde gestellt; daß ihm die Autorität der Befragten, wenn sie, wie gewöhnlich, die gestellten Fragen nicht zufriedenstellend beantworten konnten in Nichts zusammenbrach, ist dann ein vollkommen unbeabsichtigter Nebenerfolg gewesen. Daneben wäre indes doch auch eine andere

220) Xen. Erinn. IV 5, 2 bis 5.

Auffassung denkbar. Es könnte sein, daß Sokrates' Unabhängigkeitsdrang von früh auf der dauernden Anerkennung jeder menschlichen Autorität widerstrebt, und daß er mit seinen beständigen Fragen auch die Absicht verfolgt hätte, die Befragten in Verlegenheit zu bringen, in seinen eigenen Augen wie auch in denen etwaiger Zuhörer ihre Autorität zu untergraben, zu entwerten. Jedenfalls wäre eine derartige Absicht auch schon bei einem Kind durchaus nichts Unerhörtes oder auch nur Ungewöhnliches. So wie die Erwachsenen vielfach der Erfüllung der Wünsche des Kindes im Wege stehen, so vor allem auch seinem angeborenen Streben nach Ansehen und Geltung, seinem Verlangen, sich vor allen andern hervorzutun, neben ihnen als der Überlegene, der Erste zu erscheinen; denn dieses Verlangen ist wohl jedem vernünftigen, zum Leben unter Genossen bestimmten Wesen von Natur aus eigen. Ist nun anzunehmen, daß diese Neigung zur Auflehnung gegen die Autorität als solche auch in Sokrates besonders entwickelt war, daß er den wirklichen Handwerksmeistern den idealen Handwerksmeister nicht nur darum entgegenstellte, weil sie seinen Wissensdrang enttäuschten, vielmehr auch darum, weil sie seinem Selbständigkeitsdrang im Wege waren, ja hat er vielleicht bald auch die Fragen, die er ihnen vorlegte, so gewählt, daß jene Enttäuschung nicht wohl ausbleiben konnte? Auf die frühe Jugend des Sokrates bezogen, überschreitet diese Frage natürlich den Umkreis dessen, was wir noch heute durch Beobachtungen an überlieferten Nachrichten mit einer gewissen Zuversicht feststellen dürfen. Allein an den uns erhaltenen Fragestellungen des Sokrates in den Jahren seiner Reife ist das Streben nach geistiger Niederringung des Mitunterredners, nach Vernichtung seines Geltungsanspruchs unverkennbar, die Fassung und Aneinanderreihung der Fragen dient noch mehr der Widerlegung des Befragten als der Belehrung des Fragenden, die Fragekunst des Sokrates ist hier vorwiegend Widerlegungskunst, ja sie nähert sich

oft genug der Streitkunst. Und hiezu tritt nun noch die Schärfe, mit der Sokrates jede angemaßte Geltung bekämpft, zur Nichtachtung aller Väter, Lehrer, Herrscher, Gesetzgeber, die sich nicht über zulängliches Wissen ausweisen können, aufreizt. All das nun schließt sich mir zu einer so einheitlichen und geschlossenen Eigenart zusammen und stimmt so gut zu dem doch offenbar tief im Wesen des Sokrates wurzelnden Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang, daß ich die *Vermutung* nicht abweisen kann, die vorhin aufgeworfene Frage sei zu bejahen: wenn Sokrates weder den Handwerksmeistern noch irgendwelchen andern hervorragenden Männern eine wahrhaft zulängliche Erkenntnis zubilligte, so wird das *wahrscheinlich* nicht nur darum geschehen sein, weil sie seine Wißbegierde nicht endgültig zu befriedigen vermochten, vielmehr vor allem auch darum, weil sein Freiheits- und Unabhängigkeitsdurst sich bei der Anerkennung einer höchsten menschlichen Autorität nicht dauernd beruhigen konnte!

Endlich drängt sich mir hier noch eine letzte Frage auf. Bemüht, dem halbwegs Sichern oder doch überwiegend Wahrscheinlichen vor dem bloß Möglichen und nicht Unwahrscheinlichen den Vortritt zu lassen, habe ich von jenen Handwerksmeistern, deren Autorität Sokrates in früher Jugend irgendeinmal feststand, gegen die er sich aber dann, wie wir vermuteten, später aufgelehnt hat, bisher nur ganz allgemein und unbestimmt gesprochen. Es liegt aber außerordentlich nahe, bei diesen ganz vorzugsweise an *einen bestimmten* Handwerksmeister, den Steinmetzen Sophroniskos, Sokrates' Vater, zu denken. Dürfte doch Sokrates die entscheidenden Erfahrungen von dem Betrieb eines Handwerks, dem Wissen des Meisters um die Regeln und Bedingungen seiner Kunst, seiner Eignung zur Beantwortung der ihm *hierüber* gestellten Fragen, seiner geringeren Eignung zur Beantwortung *anderer* Fragen vermutlich früher und öfter in der väterlichen Werkstatt als in der irgend eines Verwandten oder Freundes seines

Vaters gemacht haben. Auch berichtet uns ein nicht unglaubwürdiger Zeuge,[221] Sokrates habe „unablässig das Steinmetzenhandwerk seines Vaters und den Hebammenberuf seiner Mutter im Mund geführt", woraus sich immerhin schließen ließe, gerade sein Vater sei ihm als typischer Vertreter des Handwerkerberufes erschienen. Wir dürften uns dann vorstellen, Sokrates habe als Kind nicht zu igendwelchen beliebigen Handwerkern aufgeblickt, später aber ihre Autorität bestritten, vielmehr er habe zuerst unbedingt an seinen eigenen Vater geglaubt, dann aber sich gegen ihn aufgelehnt,[222] und er habe diesem wirklichen Vater das Idealbild nicht nur des „wahren Handwerksmeisters", vielmehr auch des „wahren Vaters" entgegengesetzt, dieses

---

221) Menedem aus Pyrrha bei Porphyr, Gesch. d. Philos. Frg. 11 Nauck. Auch wenn dieser bei seiner Bemerkung nur die Gewohnheiten des Sokrates in den (uns zum größten Teil verlorenen) Gesprächen der ältesten Sokratiker im Auge hatte, kommt seinem Zeugnis für uns doch ein gewisser Wert zu.

222) Nehmen wir an, auch schon die Fragen, die Sokrates seinem Vater stellte, seien ihm (wenigstens teilweise und von einem gewissen Zeitpunkt an) von einer Neigung, sich gegen diesen aufzulehnen, eingegeben worden, so kann gefragt werden: woher mag ein solcher Wille zur Auflehnung gegen den Vater zuletzt entsprungen sein? Der Psychoanalytiker denkt in einem Falle dieser Art zuerst an eine Nebenbuhlerschaft um die Gunst der Mutter. Daß diese die **notwendige** Bedingung solchen Auflehnungswillens sei, kann ich nicht glauben. Denn es scheint mir: wenn es natürlich ist, daß der Sohn zum Vater aufblickt, der so viel größer und mächtiger ist als er, ihm Befehle erteilt, ihn belohnt und bestraft, so ist es nicht minder natürlich, daß er sich gegen diesen selben Vater doch auch wieder aufbäumt, der seine Wünsche so vielfach durchkreuzt, seinem Ehrgeiz, als der erste und wichtigste zu gelten, jeden Augenblick im Weg steht. Oft mag es sich dann auch ganz besonders um ein Gelten in den Augen der Mutter handeln. Und dafür, daß es sich so auch bei Sokrates verhalten habe, läßt sich wirklich einiges wenige, jedoch gewiß nichts entscheidendes anführen. Sokrates bezeichnet bei Platon seine Mutter als „sehr tüchtige und ansehnliche" Geburtshelferin (*μάλα γενναίας τε καὶ βλοσυρᾶς*, Theaet. 149a) — mit einem Ausdruck, den er anderswo auf Krieger anwendet (Staat VII, 535b): es wäre denkbar, daß darin ein Hinweis auf ihre etwas männliche Veranlagung läge, die wieder auf seine Vorliebe für männlich veranlagte und erzogene Frauen von Einfluß gewesen sein könnte. Er setzt sich ebendort mit Phainarete insofern eins, als er seine Gewohnheit, durch Fragen die Gedanken junger Leute ans Licht zu bringen, mit ihrer geburtshilflichen und seine Neigung, sie mit geeigneten Lehrern in Verbindung zu setzen, mit ihrer ehestiftenden Tätigkeit vergleicht. Er gibt endlich, wie wir hörten, für das Verbot der Blutschande zwischen Eltern und Kindern eine Begründung, die allein auf die Beziehung von Mutter und Sohn, dagegen gar nicht auf die von Vater und Tochter paßt — woraus man vielleicht immerhin schließen dürfte, der Gedanke an einen Inzest der ersteren Art habe seinem Vorstellungskreis näher gelegen als der an einen solchen der zweiten.

aber auf die Dauer in keinem anderen Menschen, vielmehr einzig in Gott verwirklicht gefunden.[223] Und so dürften wir weiterhin in dem Streit zwischen dem Aufblick zum Vater und der Auflehnung gegen ihn gleichsam den Urkeim zu all den seelischen Kämpfen in Sokrates' Innerm erkennen, durch die er ein großer Mensch und überdies ein großer Ethiker geworden ist: von hier aus wäre sein lebenslanges Fahnden nach dem wahrhaft Wissenden wie seine schroffe Nichtachtung aller bloß überlieferten und angemaßten Autorität zu verstehen (er hätte eben nie aufgehört, den wahren Vater zu suchen, aber auch nie, sich gegen jede wirkliche Verkörperung dieses Idealbildes aufzulehnen), sein unbedingtes Vertrauen auf die Stimme Gottes neben seinem schrankenlosen Freiheitsdrang, endlich die Selbstbezwingung, die ihn zum Herrn über die, wie wir annehmen dürfen, vom Vater verpönte sinnliche Knabenliebe gemacht hat! Und für diese Auffassung läßt sich anführen, daß ja solch eine gegensätzliche Einstellung zu den „Vätern" sich auch in seiner Lehre wirklich findet. Stellt es doch diese einerseits als ungeschriebenes, göttliches Gesetz hin, die Eltern zu ehren, verpflichtet aber anderseits die jungen Leute zum Gehorsam gegen ihre Väter nur dann, wenn diese auch durch richtige Einsicht zum Befehlen befähigt sind, da andernfalls der Gehorsam nicht ihnen, vielmehr ausschließlich dem Einsichtigen, dem „wahren" Erzieher und Vater gebühre! . . . Alles das bietet nun aber dem Historiker doch keinen vollen Ersatz dafür, daß uns über Sokrates' Verhältnis zu seinem Vater keine einzige glaubwürdige Nachricht unterrichtet, und so wird er den eben umrissenen Sachverhalt doch wohl mehr nur als eine anziehende Möglichkeit, denn als gesichertes Forschungsergebnis hinzustellen wagen.

Übrigens bleibt mit der Frage des persönlichen Verhältnisses des Sokrates zu seinem Vater Sophroniskos doch nicht das zum Verständnis

---

223) Die Vorstellung eines göttlichen Vaters hätte auch im Altertum durchaus nichts Erstaunliches; heißt doch Zeus schon bei Homer der „Vater der Götter und Menschen".

seiner Lehre und Wirksamkeit eigentlich Wichtige in der Schwebe. Denn unzweifelhaft ist, daß in Sokrates ein Verlangen nach Unterordnung unter eine Autorität mit dem Drang zu völliger Unabhängigkeit zusammenbestand; daß er jene Unterordnung dem als vollkommen gedachten „wahren Meister“ gegenüber zu vollziehen bereit war und sie dem göttlichen „Meister“ gegenüber wirklich vollzogen hat, diese Unabhängigkeit dagegen allen nicht auf Einsicht beruhenden, bloß überlieferten, angemaßten Autoritäten gegenüber schroff zur Geltung brachte, die Jugend zu ihrer aller Nichtachtung aufrief. Unzweifelhaft ist aber auch, daß zu diesen von Sokrates nur unter der Bedingung ihrer Einsichtigkeit anerkannten Autoritäten wie die des Herrschers und Gesetzgebers, so auch die des Vaters und Erziehers zählte, und daß er die Jünglinge dazu ermunterte, in Fragen der Erziehung statt ihren uneinsichtigen Vätern lieber ihm selbst als dem „wahren“ Erzieher zu gehorchen,[224] und seine Jünger bezeugten's uns mit ihren eigenen Worten, daß sie den Sokrates geradezu als ihren „Vater“ empfanden! Unzweifelhaft ist aber endlich auch dies, daß Sokrates' rücksichtslose Nichtachtung aller bloß überlieferten Autorität in Familie, Staat und Religion, insbesondere aber der väterlichen, sich endlich gegen ihn gekehrt, ihm den Untergang bereitet hat. Die athenischen Jünglinge, die sich dem Sokrates wie seine Söhne anschlossen, wurden hiedurch zugleich ihrem angestammten Vaterhaus entfremdet, und ihre Väter empfanden's ganz mit Recht, daß der Angriff, der da gegen sie geschah, ebensowohl jede andere Art überlieferten Geltungsanspruchs traf. Der Rache dieser Väter aber, von denen sich so ihre Söhne abwandten, ist Sokrates zum Opfer gefallen:[225] sie waren keineswegs im Unrecht, wenn sie ihm schuld

224) Vgl. H. v. Arnim, Xenophons Memorabilien und Apologie des Sokrates (Kgl. dän. Ges. d. Wiss., Historisch-philolog. Mitteilungen VIII 1, 1923), S. 92.

225) Platon beruft sich zur Verteidigung des Sokrates darauf, daß die Väter und Brüder seiner hauptsächlichen Jünger vor Gericht nicht gegen ihn Zeugnis abgelegt hätten (Apol. 33[d] bis 34[b]; doch zeugten sie selbst nach seiner Darstellung auch

gaben, er lehre die jungen Athener die überlieferten Götter mißachten und eine neue Gottheit verehren, er reize sie gegen die bestehende Staatsordnung auf, indem er an Stelle der erlosten und erwählten Beamten allein den „Meister der Politik“ als „wahren Herrscher“ gelten lasse, und er untergrabe die Autorität aller Eltern, indem er die Jünglinge dazu bewege, in Fragen der Erziehung zuletzt nicht diesen zu gehorchen, vielmehr ihm selbst als dem „wahren“, weil allein sachkundigen „Meister der Erziehung“!

Ich versuche nun, das hier über die seelischen Kräfte, die Sokrates bewegten, Ermittelte, ergänzt durch einige Vermutungen über denselben Gegenstand, zusammenzustellen. Eigentümlich zunächst war ihm danach eine leiblich-geistige Anlage, die ihn erstens von ihm selbst unbewußt Gedachtes wie Fremdes von außen vernehmen und zweitens seine Liebesfähigkeit noch mehr als knabenhaften Frauen mädchenhaften Knaben zuwenden ließ (ob diese beiden Anlagen im strengen Sinne angeboren oder selbst schon erworben, und ob sie voneinander durchaus unabhängig waren, kann dabei unbestimmt bleiben). In früher Jugend müssen ihm dann die athenischen Handwerksmeister, die Berufsgenossen seines Vaters,

---

nicht für ihn!): er will damit den Eindruck erwecken, als hätten die Verwandten der Sokrates-Jünger dessen Einfluß auf diese allesamt oder doch in ihrer Mehrheit als einen günstigen beurteilt. Daß auch eine solche Beurteilung stattfand, sei nicht bezweifelt; wäre sie die Regel gewesen, so wär' es ein Wunder zu nennen, wenn anders Xenophon — und daran ist nicht zu zweifeln — Sokrates' Äußerungen über das Verhältnis von Vätern und Söhnen richtig wiedergibt (Erinn. I 2, 49 bis 55; Apol. 20 bis 21; vgl. Anm. 224). Übrigens kennen wir einen Fall, in dem sich ein Vater über des Sokrates Verhalten höchlich entrüstete und gerade dieser Fall soll seinen Untergang mitverursacht haben. Xenophon nämlich erzählt (Apol. 29 bis 31 und auch Platon scheint Meno 95a auf dieselben Vorgänge anzuspielen), Anytos sei gegen Sokrates besonders dadurch aufgebracht worden, daß dieser sich in die Erziehung zu mischen suchte, die Anytos seinem Sohne angedeihen ließ: Sokrates habe den jungen Mann der väterlichen Gerberei abwendig machen und ihn für Fragen höherer Art einnehmen wollen, der Alte aber sei dem entgegengetreten und habe auch seinen Willen durchgesetzt; hievon sei ihm indes eine lebhafte Gereiztheit gegen Sokrates zurückgeblieben, und von dieser beherrscht, habe er später die Anklage gegen den Philosophen angezettelt. — Der Sohn des Anytos war übrigens besonderer Bemühungen wohl kaum würdig: nach Xenophons Bericht hat er bald nach dem Tode des Sokrates als Säufer geendet.

vielleicht vor allem dieser Vater selbst, als hohe Vorbilder zulänglichen Wissens vor Augen gestanden haben. Allein da er sie nun mit immer weiter ausgreifenden Fragen bestürmte — vermutlich sehr bald schon nicht mehr aus bloßer Wißbgierde, vielmehr weil sich sein Selbständigkeitsdrang schon damals gegen die vorbehaltlose Anerkennung ihrer Überlegenheit aufgelehnt hat —, mußten sie ihm immer häufiger die Antwort schuldig bleiben. Damit aber hörten sie nun auf, ihm die höchsten Autoritäten zu sein, und er erkannte als solche an Stelle der wirklichen Handwerksmeister ideale Handwerksmeister an, die er mit wahrhaft zulänglichem Wissen begabt dachte; vielleicht galt ihm dann auch sein Vater seines unzulänglichen Wissens wegen bald nicht mehr als „wahrer" Vater, indem für ihn der ideale Handwerksmeister auch die Stelle eines idealen Vaters einzunehmen begann. Als ein solcher wahrer, weil mit zulänglichem Wissen ausgestatteter Meister und vielleicht auch Vater mag ihm eine Zeitlang Archelaos gegolten haben. Im ganzen aber läßt sich das Leben des Sokrates als ein vergebliches Suchen nach diesem wahren Meister verstehen: jedem Manne, der irgendwie hervorragte, mit einem gewissen Geltungsanspruch auftrat, legte er seine Fragen vor und sobald dieser sie nicht zufriedenstellend beantwortete, war damit in den Augen des Sokrates sein Geltungsanspruch vernichtet, bewiesen, daß auch dieser Mitunterredner kein wahrer Meister sei. Wir glaubten mutmaßen zu dürfen, daß solche Erlebnisse für Sokrates nicht bloß eine Enttäuschung bedeuteten, daß es seinem Unabhängigkeitsdrang schwer gefallen wäre, einen andern Menschen als wahren Meister anzuerkennen, und daß er daher — zumindest in seinen reiferen Jahren — seine Fragen von vornherein darauf anlegte, mit ihnen den Geltungsanspruch des Befragten zu vernichten. Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Unzulänglichkeit aller menschlichen Meister erschien Sokrates als der *eine* wahre Meister der Verfertiger der Welt:

die göttliche Vernunft; diesen Weltmeister empfand er als höchste Autorität, als seinen höchsten Schutzherrn, vielleicht geradezu als seinen wahren Vater, auf ihn führte er auch die kurz verbietenden Stimmen zurück, die er von Zeit zu Zeit zu vernehmen glaubte, und denen er sich bedingungslos unterwarf; in der Hut dieses höchsten Schutzherrn geborgen war er sich jener vollen Unabhängigkeit von allen Menschen, Gefahren, Schicksalswendungen bewußt, nach der seine freiheitsdurstige Seele seit jeher gestrebt hatte (und wir vermuteten, dieser Unabhängigkeitsdrang werde schon zu seiner ersten Auflehnung gegen die Vorbilder seiner Kindheit sein Teil beigetragen haben). Dieser Unabhängigkeit vom Schicksal aber konnte er sich sicher fühlen, weil er über den leidenschaftlichsten seiner Triebe Herr geworden war, das Schicksal ihm also nichts mehr, was ihm lebenswichtig gewesen wäre, schenken oder rauben konnte. Dieser Trieb war das gleichgeschlechtliche Verlangen nach dem Besitz schöner Knaben. Dieses Verlangen empfand er unmittelbar als Antastung seines selbstherrlichen Dranges nach unbedingter Unabhängigkeit, wir vermuteten aber, es möge ihm zu seiner Überwindung auch die innere Nachwirkung der in seinem Elternhause über Verhältnisse solcher Art aller Wahrscheinlichkeit nach gefällten Mißbilligungsurteile verholfen haben. Gewiß ist jedenfalls, daß Sokrates jenen Trieb durch planmäßige Schulung seines Willens zur Beherrschung seiner Bedürfnisregungen überwand, genauer, daß er ihn auf diese Art zu leidenschaftlicher Fürsorge um die seelische Tüchtigkeit der geliebten Knaben verklärte. So erzog er sich selbst zu einem Leben der Selbstbeherrschung, und wir mutmaßten, die inneren Kämpfe, die er hiebei durchlebte, möchten den wichtigsten Anstoß dazu gegeben haben, daß seine Gedanken zeitlebens vor allem um die Frage nach dem Wesen des Guten, Richtigen, Sittlichen kreisten. Als das richtigste, weil glücklichste Leben beurteilte er jedenfalls das der Selbstbeherrschung, seine verklärte

Knabenliebe aber äußerte sich nun vor allem darin, daß er sich unablässig mit Knaben umgab, gerade ihnen das Leben der Selbstbeherrschung als das richtige, weil beglückende, anpries. Dadurch nahm er nun seinen Jüngern gegenüber selbst die Stellung eines Meisters, ja eines Vaters ein und eben hierauf vor allem (darauf nämlich, daß die Jünglinge in ihm neben dem väterlichen Erzieher auch den Liebhaber empfanden) beruhte die einzigartige Macht seiner Einwirkung auf sie. Damit setzte er sich aber freilich in den Augen der jungen Leute an die Stelle, die natürlicherweise deren Vätern zukam, und diese suchten seiner Wirksamkeit ein Ende zu machen. Da sie aber ganz richtig fühlten, daß des Sokrates Nichtachtung der bloß tatsächlichen (nicht durch Wissen geadelten) Vaterschaft aus einer Quelle floß, aus der auch seine gleich rücksichtslose Nichtanerkennung aller bloß tatsächlichen Gesetzgebung und Gottesverehrung strömte (wir vermuteten, daß als diese Quelle nicht allein Sokrates' fanatischer Erkenntnisdurst, vielmehr ebensosehr auch sein ebenso mächtiger Unabhängigkeitsdrang zu betrachten sei), so bereiteten sie ihm den Untergang durch eine Klage, die ihm „Nichtanerkennung der Staatsgötter und unheilvollen Einfluß auf die Jugend“ schuld gab.

Was hier festgestellt und vermutet wurde, liefert, wie ich glaube, gewisse Beiträge zum Verständnis einiger Züge der Persönlichkeit, der Lehre, ja auch des Schicksals des Sokrates. Das heißt, es wurde gezeigt oder doch einigermaßen glaubhaft gemacht, daß sich an der Persönlichkeit, der Lehre, dem Schicksal des Sokrates gewisse typische Züge beobachten lassen, die ihm mit vielen anderen Menschen gemeinsam sind (z. B. gleichgeschlechtliche Veranlagung, Bindung an die sittlichen Wertungen der ersten Jugend, Auflehnung gegen die ursprünglichen Autoritäten u. dgl. m.). Eben darum aber wäre nun die Meinung grundverkehrt, als wäre durch diese

Beobachtungen und Vermutungen (auch ihre durchgängige Richtigkeit vorausgesetzt) gerade das Eigentümliche der Sokratischen Persönlichkeit, ihrer Äußerungen und Wirkungen, irgendwie „erklärt“: eben das Eigentümlichste und Persönlichste eines Menschen kann ihm ja natürlich niemals mit anderen gemeinsam sein! An zweien der erörterten Züge in Sokrates' Wesen wird dies, so scheint mir, besonders deutlich.

Nehmen wir an, Sokrates habe die für ihn so bezeichnenden Fragen von vornherein lediglich aus Wißbegierde gestellt, Wert und Geltungsanspruch aller Menschen, mit denen er umging, darnach beurteilt, in welchem Maße sie diese seine Wißbegier zu befriedigen vermochten, so stoßen wir in dieser so früh und so stark entwickelten Wißbegier von vornherein auf eine letzte Tatsache, die wir als Sokrates ganz persönlich bezeichnend ansehen und somit unerklärt zurücklassen müssen. Neigen wir aber der Ansicht zu, an jenen Fragestellungen sei auch Lust am Widerspruch beteiligt gewesen, die Entwertung aller Mitunterredner, die ihm nicht befriedigend zu antworten wußten, sei auch durch ein ganz eigentliches Auflehnungsbedürfnis des Sokrates zu erklären, so müssen wir wieder in der besonderen Gestalt, die dieses Auflehnungsbedürfnis bei Sokrates annahm, einen höchst persönlichen und insofern unerklärbaren Zug seines Wesens erblicken. Zahllose Menschen haben sich ja gegen die Autoritäten ihrer Kindheit, auch zahllose Söhne gegen ihre Väter aufgelehnt; sehr viel geringer wird schon die Zahl derer sein, die vor allem die gedankliche Unzulänglichkeit dieser Autoritäten zum Zielpunkt nahmen; keinen zweiten Fall kenne ich, in dem die Auflehnung die Gestalt unausgesetzter Fragen angenommen und dieses widerlegende, die Unzulänglichkeit des Befragten bloßstellende Fragen sich förmlich zu einer Forschungsmethode entwickelt hätte. Auch bei dieser Auffassung also müssen wir hier zuletzt doch eine höchstpersönliche

Eigenart anerkennen; denn nur indem wir bei Sokrates einen leidenschaftlichen Erkenntnisdurst einzigartiger Stärke voraussetzen, glauben wir zu verstehen, wie dieser Erkenntnisdurst seiner Auflehnung gegen die Autoritäten seiner Umgebung gerade die Richtung verleihen mußte, die sie wirklich genommen hat. Und wir müssen dem noch hinzusetzen: nur daß auch Soktrates' ganze Zeit von mehr als gewöhnlichem Erkenntnisdurst erfüllt war, erklärt uns den vielfältigen Widerhall, die mächtige Wirkung, die seiner also gerichteten Auflehnung zuteil geworden ist.

Von den unzähligen Kindern ferner, die an ihren Vätern oder ersten Erziehern irre geworden sind oder sich gegen sie aufgelehnt haben, haben gar manche diese ihre ersten Vorbilder „gespalten", den wirklichen Vater oder Erzieher als Gegenstand der Ehrerbietung bei Seite geschoben, ein „ideales" Vorbild, oft einen göttlichen Schutzherrn oder Vater, an seine Stelle gesetzt. Allein wie wenigen ist es nun gelungen, allein auf das Gefühl der Einheit mit diesem bloß gedachten, „idealen" Vater oder Schutzherrn sich stützend, dem wirklichen Leben gegenüber wahre Unabhängigkeit und innere Freiheit zu erringen! Gewiß verfügen wir für die Fähigkeit des Menschen, sich, auf bloß Gedachtes gestützt, über die Wirklichkeit hinwegzusetzen, zu erheben, über einen eigenen Namen: wir nennen sie Idealismus. Allein ist dieses Vermögen deswegen weniger rätselvoll? Die Kraft, die der Idealist der Wirklichkeit entgegensetzt, muß er zuletzt doch aus dem eigenen Innern schöpfen: woher kommt sie ihm? Auch hier wieder stoßen wir, so scheint's mir, auf eine letzte Tatsache, einen höchstpersönlichen und insofern unzurückführbaren Zug im Wesen des Sokrates: wir müssen ihm einen Unabhängigkeitsdrang von ganz außergewöhnlicher Stärke zuschreiben; nur unter dieser Voraussetzung können wir uns jenen „Idealismus" erklären, durch den er sich von der ungeheuren Mehrzahl der übrigen Menschen unterscheidet.

Und daß seine Zeit für ein Ideal reif war, das den Standesbegriff der Freiheit verinnerlichte, den, der sich von der Herrschaft des Schicksals selbst befreite, höher zu schätzen lehrte als den bloß Freigeborenen (denn hierin konnte es der kleinste Bürger, ja selbst der Knecht dem größten Adligen zuvortun) — dies war dann die Bedingung dafür, daß Sokrates' innere Unabhängigkeit von allem Äußeren die Jugend mächtig ergriff, ganz Griechenland auf Jahrhunderte hinaus zur Nachfolge mitriß.

Fortschritte der Psychologie erweitern und vertiefen unsere Einsicht in das Typische der Menschen; über die Geheimnisse der Einzelseele verbreiten sie nicht eben sehr viel Licht. Aller solchen Fortschritte ungeachtet besteht wohl noch immer der anspruchslose Satz zurecht: ein großer Mann ist jener, dessen Persönlich-Eigenartigstes den Forderungen seiner Zeit begegnet. Auch an Sokrates, so scheint's mir, bewährt er sich wieder.

Psychoanalytische Psychotechnik

Von Dr. Fritz Giese

Privatdozent an der Technischen Hochschule Stuttgart

I.

Psychoanalyse und Wirtschaftspsychologie

Obschon manchen Forschern die Verbindung zwischen psychoanalytischen Auffassungen und dem Wirtschaftsleben mehr als gewagt erscheinen kann, muß man bei objektiver Behandlung wirtschaftswissenschaftlicher oder insbesondere wirtschaftspsychologischer Sachverhalte ohne weiteres zugeben, daß sehr viele Einzelheiten durch die Psychoanalyse eine Förderung erfahren würden. Sehr viele Einzelheiten: nicht alle.

Denn es würde ein ziemlich abwegiges Unternehmen sein, etwa pauschal das gesamte Wirtschaftsleben als einen Ausdruck menschlicher Kultur zu nehmen, der seine restlose Aufklärung durch Psychoanalyse erfahren dürfte. Die Grenze, an der die Psychoanalyse unbedingt hier Halt machen muß, sind vor allen zwei Tatbestände. Einmal die Abhängigkeit der Wirtschaftsgestaltung von rein materiellen Zusammenhängen, die mit nur seelischen Vorgängen nichts gemeinsam haben und die Entwicklung des Wirtschaftskörpers von jeher bestimmen. Zweitens die notwendigerweise vorliegende Selbständigkeit des Gebildes Wirtschaft; das objektive, überindividuelle Dasein seiner selbst, das uns aus eben diesen Gründen ihm nur gerecht werden macht, wenn wir teleologische, also zugleich Wertungsmaßstäbe, an seine Existenz legen, zuletzt also vom rein Persönlichen, Massen- oder Einzelmenschlichen dabei ganz und gar absehen. Und wenn auch dort anfänglich noch Brücken zu einem immanenten Unbewußten — ganz ähnlich wie bei der Gestaltung des Organischen und des überpersönlichen Unbewußten

im Sinne vitalistischer Vorstellungen der Biologie — herüberleiten, so liegt das allerletzte Wort niemals im Seelischen, auch nicht etwa seiner kulturellen Sublimierung, sondern im Eigendasein des objektiven Zusammenhanges, den wir „Wirtschaft" nennen. Die Philosophie der Wertung und Zielsetzung löst die psychische Analyse ab, soweit überhaupt menschliche Erkenntnis in der Lage ist, Tatbestände dieser Stufe noch zu verstehen.

Wir lassen also materielle Notwendigkeiten ebenso fort, wie kulturphilosophische Betrachtungsweisen.

Welchen Sinn kann unter diesen Einschränkungen eine psychoanalytische Betrachtungsweise des Wirtschaftsleben dann haben?

In doppelter Richtung dürfte naturgemäß unser Augenmerk liegen. Einmal in der Erklärung von Tatbeständen und Zusammenhängen, die bisher in anderer Weise schwer oder gar nicht deutbar waren. Zum anderen in der Möglichkeit, aus psychoanalytischen Ergebnissen auf das Wirtschaftsleben praktische Anwendungen im Sinne einer Wirtschaftsgestaltung zu verfügen.

Zweifellos ergibt die Betrachtung des Wirtschaftskörpers eine sehr große Reihe von Sachverhalten, für die uns bis jetzt der innere, der notwendige Sinn verborgen ist, deren funktioneller Zusammenhang unklar oder dunkel war. Derartige Zusammenhänge sind immer seelischer Art, und die Aufschließung des Wirtschaftslebens ist naturgemäß zunächst für unsere Zwecke die wirtschaftspsychologische. Die Beziehung zwischen dem lebendigen Faktor des Ganzen, dem gestaltenden, dem betrachtenden, aber auch leidenden und eingeordnetwerdenden Menschen und der objektiven Wirtschaft ist eine Funktion beider Größen, die wir als psychologisch zu bezeichnen pflegen. Tun wir das, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir deshalb schon der psychoanalytischen Betrachtungsweise uns bedienen müßten! Im Gegenteil, ein sehr erheblicher Anteil dieser Gegenbeziehung gehört durchaus zur Oberflächenpsychologie, sagen wir deutlicher, zur Bewußtseinskultur des Menschen und eine tiefer zu schürfen versuchende Analyse wäre unangemessen und abwegig. Dann aber finden wir bei psychologischer Untersuchung Felder, die von der normalen Bewußtseinspsychologie, „schwer oder gar nicht deutbar sind". Alsdann wird die Psychoanalyse sicherlich tiefere Aufschlüsse bieten. Man sieht schon, wie außerordentlich heikel eine Betrachtung des genannten Zusammenhangs sein kann, denn er berührt alsbald grundsätzliche Fragestellungen, die über Anwendbarkeit der Tiefen- oder der Oberflächenpsychologie, der Kultur des Unbewußten oder des Bewußtseins handeln und in manchem am Wirtschaftsleben nur ein Beispiel und

darüber hinaus eine breitere Gültigkeit erfahren sollten. — Psychoanalyse und Wirtschaftsleben bezieht sich also in diesem Zusammenhang auf seelische Bindungen zwischen Mensch und Wirtschaftswelt, die von der Bewußtseinspsychologie normalen und älteren Stils gar keine oder eine unzureichende Deutung erfahren würden. Keinesfalls ist dagegen eine Psychoanalysierung um jeden Preis gewollt! Ferner wird man bescheiden genug sein und zugeben, daß trotz der ungeheuren Tragweite der genialen Entdeckungen Freuds, auch hier noch manches Dunkel verbleiben wird, daß also die Psychoanalyse keinesfalls restlos alles erklären kann.

Was sie im vorliegenden Fall als ganz besonders geeignet erscheinen läßt, ist nicht nur das Grundsätzliche ihrer Tiefenforschung, als eigentlich derselbe Keimherd, der bis heute immer wieder Aufschlüsse bot: das Studium des pathologisch oder sagen wir angekränkelten Normalseelendaseins, daß uns wie in mikroskopischer Vergrößerung die strukturellen Zusammenhänge für den Gesunden verdeutlichen hilft. In dieser Beziehung hat es mich immer gewundert, daß das Wirtschaftsleben früher auch von psychiatrischer Seite so wenig Beachtung erhielt und daß anderseits die Wirtschaftswissenschaften sich um pathologisches Material allzu wenig gekümmert haben. Aber die Wirtschaftskunde in solchem Sinne und die Wirtschaftspsychologie im engeren ist überhaupt neuartig. Man möchte daher von Anbeginn aus heuristischen Gründen sich einer Betrachtungsweise versichern, die wiederholt als nicht ungünstig erschienen ist. (Das dies nicht gleichbedeutend mit einer Pathologisierung der Wirtschaft ist, brauche ich nicht ausdrücklich anzugeben, obwohl gerade die Gegenwart des internationalen Wirtschaftslebens paradox genug ist, um dies nicht als bloße Ironie anzusehen.) Diese Betrachtungsweise wird um so aufschlußreicher für Fälle sein, in denen auch der objektive Wirtschafts„körper“ seine bestimmte Pathologie offenbart, krank ist, genau wie es eine Religion oder Literatur oder eine Wissenschaft kollektiv zu irgend einer Zeit sein kann. Doch will ich hier auf meine Auffassung der Pathologie einer Kultur nicht näher eingehen, sondern dies anderen Zusammenhängen vorbehalten. Auf jeden Fall muß prinzipiell in der Ableitung psychoanalytischer Erkenntnisse aus pathologischen Zusammenhängen für unseren Fall eher ein Vorteil, als etwa etwas Bedenkliches gesehen werden.

Aber auch Anwendung sollte erstrebt werden aufs Wirtschaftsleben. Was kann das heißen?

Man trennte im engeren Rahmen der Psychoanalytiker die ärztliche von der auf die Geisteswissenschaften angewandten Psychologie. Hiebei ist die

letztgenannte Fassung nur grob zu verstehen, denn man findet auch Übertragungen auf die Naturwissenschaft — ich erinnere nur, weil es mir gerade einfällt, an das bekannte Beispiel vom Benzolring oder auch die Technik, für die ich selbst vor vielen Jahren in „Imago" eimal etwas beisteuerte. Man geht aber doch noch immer in erster Linie darauf aus, schon bestehende Zusammenhänge anzunehmen, sie zu erklären und dann zu beeinflussen: also zu heilen oder entsprechend ihrer Daseinsform zu leiten (Psychoanalytische Therapie und Pädagogik). Wir werden im Wirtschaftsleben aber Fälle ermitteln können, in denen das Anwenden viel weiter zu fassen ist, in denen wir zu einer Art psychoanalytischer Psychotechnik gelangen dürfen, in denen wir Neuwerte ausdrücklich unter Anwendung psychoanalytisch erkannter Gesetzmäßigkeiten bilden. Schon das nachstehend genannte erste Beispiel kann hieher rechnen. Immerhin wird man zuzugeben haben, daß diese Möglichkeit verhältnismäßig neuen Ausblick erschließt, denn mir ist noch kein Fall von auf Geisteswissenschaft angewandter Psychoanalyse bekannt geworden, in denen Neuwerte ausdrücklich unter Verwendung tiefenpsychologischer Zusammenhänge geschaffen sind. Die Möglichkeit, zu gestalten ist dort gering und man wird auch bezweifeln, ob es kulturell nützlich oder erstrebenswert sein könnte, Anleitungen zum Schreiben von Dramen auf psychoanalytischer Basis oder Anweisungen für narzißtische Malerei jemals der Öffentlichkeit vorzulegen. Das Wirtschaftsleben jedoch, das vielfach, in seiner Beziehung zu materiell bedingtem Arbeitsstoff, mannigfachste Aufgaben dem Ich stellt, wird — infolge seiner materiellen Komponente — psychoanalytische Erkenntnisse erweitert verwenden können. Es findet sich alsdann also eine Parallelität zur Therapie vor, nur mit dem Unterschied, daß von Anbeginn Situationen vermieden werden, die irgend eine Abweichung von Normalen, oder einen Zwang oder eine Anbrüchigkeit des beteiligten Menschen voraussetzen. Es ist angewandte Psychologie auf analytischer Erkenntnisgrundlage; würde ich hier arbeitswissenschaftliche Kenntnisse voraussetzen dürfen, rechnet dies Gebiet in das Bereich der Objektspsychotechnik.

Aus eben diesen Gründen muß jedoch noch eine weitere Besonderheit erwähnt werden, die gerade für die Psychoanalyse im engeren Sinne nicht uninteressant sein mag. Die Beschäftigung mit dem Wirtschaftsleben wird aller Wahrscheinlichkeit auch der analytischen Forschung selber gewisse neue Erkenntnisse erschließen und man kann sich vorstellen, daß diese auf beispielsweise medizinische oder pädagogisch gerichtete Fragestellungen rückwirken.

Die immer und immer wieder angeschnittene Frage nach der inneren Struktur unseres unterbewußten Lebens, unserer Triebe und lebensbestimmenden Energien, wird von hier aus beleuchtet. Vergessen wir nicht, daß alle Abspaltungen — seit Adler oder Jung oder auch Stekel — von hier den Ausgang nahmen, so daß es heute dem Fernerstehenden nicht leicht gemacht ist, Beurteilungen der Psychoanalyse nach richtig oder falsch zu teilen. Erinnern wir uns nur der Kontroverse um den Libidobegriff, so ist mit einem Wort gekennzeichnet, worum es sich dreht: Gerade die Geschichte dieses Begriffs (ich erinnere auch an Jungs Darstellungen) ist letzten Endes eine Geschichte des Kampfes der psychoanalytischen Richtung mit den Gegnern — wie im eigenen Hause. Dieser Kampf wäre kaum vorteilhaft geworden, wenn nicht der Kern der Entdeckungen Freuds so überlegen real und heuristisch wertvoll zugleich (was ja nicht dasselbe sein muß) gewesen wäre. Heute sind die dreißig Jahre, die Gustave le Bon zum Durchdringen jeder neuen Lehre ansetzt, verstrichen und in den letzten Zeiten sind außerordentliche Annäherungen erfolgt. Man gedenke der Wirkungen auf die Psychiatrie und Neurologie, aber auch Pädagogik und Kunstwissenschaft. Sogar die offizielle Psychologie fand Anregungen und Gesichtspunkte, die sie ohne Psychoanalyse — trotz innerer Gegnerschaft — schwerlich je gefunden hätte. In solcher Tatsächlichkeit wesentlichen Fortschritts wird allerdings die Psychoanalyse nicht umhin können, eine gewisse Toleranz ihrer Grundbegriffe und Leitsätze zu ertragen. Es scheint so, daß gerade die Übertragung auf das Wirtschaftsleben manches Schlaglicht werfen könnte. Eine engere Orthodoxie der Lehrmeinung muß dort scheitern und kann auch gegebenenfalls dazu führen, daß neue Abspaltungen zutage treten. Dieses negative Ergebnis wäre zu bedauern. Das Vorbild des Begründers der Psychoanalyse ist in dieser Beziehung von ergreifender Bedeutung und wer nicht allzu befangen blieb in logenhafter Tradition, wird in den letzten Veröffentlichungen Freuds — so im „Jenseits des Lustprinzips" und vor allem dem „Ich und Es" — jene wahrhaft großzügige Erkenntnis wiederfinden, jene königliche Kunst des Aufbauens, die von je und auf allen Gebieten das Genie eines Meisters vom bloßem Glauben der Jüngerschaft geschieden hat: das Fallen-lassen-können eines früheren Leitgedankens oder das Erweitern einer vormaligen Lehrmeinung. Diese grundsätzliche Voraussetzung muß gemacht werden, wenn man Anwendungen auf neue Gebiete sucht und es kann auch der Psychoanalyse hiebei ergehen, wie jeder Wissenschaft, daß sie am neuen Stoff ihr Wissen modifiziert. Das starre Übertragen von Dogmen kann nicht im Sinne der Sache liegen.

Unter solchen vorherigen Erwägungen sei nun an Spezielleres gedacht. Es liegt nicht in meiner Absicht, hier in systematischer Form Psychoanalyse und Wirtschaftsleben zu verbinden. Dazu ist die Forschung noch zu kümmerlich, dazu gibt es auch vorläufig noch viel zu viel Hinweise und Anregungen, als fest umrissene Tatbestände — und dazu mangelt es hier des Raums. Ich behalte mir vor, bei anderer Gelegenheit ein Schema grundsätzlicher Art anzudeuten.[1] Hier soll es sich nur darum handeln, an etlichen Illustrationsbeispielen darzustellen, in welcher Mannigfaltigkeit und in welchem Ausmaße die einschlägigen Beziehungen sich entwickeln können, für die künftige Aufschließung des Ganzen.

Man wird sich zweckmäßig zu erinnern haben, in welcher Form denn die angewandte Psychologie schlechthin heute bereits des Wirtschaftslebens sich bemächtigte. — Man ersieht sogleich, daß diese Bindung ebenfalls noch im Werden ist. Wirtschaftskunde, Arbeitswissenschaft: das sind alles neue Begriffe und die psychologische Durchdringung ist daher erst recht nicht vollzogen. Man kann sich immer noch am ehesten ein Bild von der Sachlage machen, wenn man die Aufstellungen Münsterbergs verfolgt, der als erster Psychologe sich mit dem Wirtschaftsleben befaßt hat.

Münsterberg trennt bekanntlich drei wesentliche Anwendungsbereiche voneinander: 1. Auslese der geeigneten Persönlichkeiten für das Wirtschaftsleben; 2. Gewinnung bestmöglichster Leistungen; 3. Erzielung erstrebter psychischer Wirkungen. In die erste Gruppe rechnen wir, unter Verwendung der jetzt üblicher gewordenen Bezeichnungen, die Berufsberatung, die Begabtenauslese, die psychotechnische Eignungsprüfung für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Gesunde wie Kranke, die Berufsauslesen für bestimmte Sonderarbeiten (Verkehr, Industriefacharbeiten, Landwirtschaft u. a. m.) und die Werkschulpsychologie. — Unter die zweite Gruppe würden wir heute rechnen alle Anlernverfahren (bei der Straßenbahn, der Eisenbahn, den Kraftfahrzeugen, den Lehrlingsausbildungsgängen usw.), die Übungs- und Ermüdungsforschung, das Verfahren der rationellen Betriebsführung einschließlich wissenschaftlicher Betriebsführung und Taylorsystem. Die dritte Abteilung deckt sich etwa mit der Werbkunde oder Reklamepsychologie.

Münsterbergs alte Einteilung wird heute durch einen anderen Gesichtspunkt noch ergänzt. Man trennt die angewandte Psychologie (auch Psycho-

1) Hiebei nehme ich auch Bezug auf meine Vorlesungen an der Universität Halle, insbesondere „Wirtschaft und Persönlichkeit" (Sommer 1923) und „Psychoanalyse des Wirtschaftslebens". Letztere hatte ich für Winter 1923/24 angekündigt, bevor ich die Berufung an die Technische Hochschule Stuttgart erhielt.

technik genannt, was nicht mit Psychologie für technische Zwecke verwechselt werden darf!) nach ihrem Untersuchungsgegenstand und hat nun, wie ich seiner Zeit vorgeschlagen, entsprechend der Gegenüberstellung von Personen und Sache (vgl. W. Sterns philosophische Darstellung dieser Polarität) der Subjektspsychotechnik eine Objektspsychotechnik gegenübergestellt. Jene ist die Anwendung seelenkundlicher Untersuchungen auf Individuen — diese behandelt Anpassung der Dinge an die menschliche Eigenart. In beiden Fällen werden also auch Fragen anzuschneiden sein, die psychoanalytisch beleuchtbar sind oder nur durch die Psychoanalyse selber Aufhellung erfuhren.

Die Beziehung zwischen Psychotechnik und Psychoanalyse ist bereits, wenn auch nur vorläufig, behandelt worden. So von Hermann und von Schneider. Die fachliche Psychotechnik ihrerseits hat sich kaum damit befaßt, es sei denn, man verweise auf den Tatbestand, daß wenigstens gelegentliche Referate über psychoanalytische Literatur — so seitens Baumgarten — oder zusammenfassende Hinweise, wie ich sie seit längerem gab, in der psychotechnischen Fachliteratur geboten wurden. Ich werde im Zusammenhang mit vorstehendem Thema außerdem auf die Besprechungen der Rorschachschen Methode in wirtschaftswissenschaftlicher Anwendung zurückkommen, wobei die Versuche Römers und die Kontroversen um diese erwähnenswert sind. Sonst indessen hat die Psychologie in ihrer wirtschaftlichen Praxis sich kaum mit Fragen der Tiefenpsychologie befaßt und es wird darzustellen sein, welche Gründe dafür ausschlaggebend waren.

Man könnte nun, um Illustrationbeispiele zu suchen, denselben Weg geben, den etwa Münsterberg beschreitet, und dann Gruppe für Gruppe nachweisen, wo überall psychoanalytisches Material verborgen ist oder notwendigerweise herbeigeschafft werden sollte. Doch erscheint das jetzt noch zu umständlich, da erhebliche fachliche Voraussetzungen zu machen wären, gleichviel ob ein Psychoanalytiker das psychotechnische oder der Psychologe das psychoanalytische Gebiet kennen lernen will. Ich ziehe daher vor, von beiden Lagern her bestimmte Stichproben auszusuchen, die ich um schlagwortähnliche Begriffe ordne. Damit ist naturgemäß nur eine Art Auswahl und ein Vorgeschmack geboten, aber da beiderseits solche Schlagworte den Vorzug der Bekanntschaft besitzen, läßt sich besser mit ihnen verfahren. Hiebei werden — ich wiederhole es ausdrücklich nochmals, um keinesfalls mißverstanden zu werden — alle jene Einschränkungen aufrechterhalten, die ich eingangs hinsichtlich Anwendung der Psychoanalyse auf das Wirtschaftsleben machte. In gewisser Beziehung treffen diese

Einschränkungen die gesamte Psychologie überhaupt, gleichviel welcher Richtung.

Um das Verständnis zu erleichtern, beginne ich mit einigen Hinweisen aus der Reklamepsychologie, um später über Anwendungen auf das Taylorsystem, die wissenschaftliche Betriebsführung einschließlich der Lohnprobleme, in das viel schwierigere Bereich der Subjektspsychotechnik zu gelangen, von dem ich Fragen der Eignungsanalysen und kollektivpsychologischer Verhaltungsweisen sowie der Beziehungen zwischen Wirtschaft und Persönlichkeit (Wirtschaft als Erlebnisform) auswählen werde, sobald es meine Zeit erlaubt.

Beispiel: Erotisierte Reklame

Zu den sogenannten Reklameinhalten gehört zunächst naturgemäß auch die Erotik. — Es ist nicht meine Absicht, hier auf eine genauere Besprechung der erotischen Reklame einzugehen. Denn in diesem Sinne wäre Psychoanalyse überflüssig, da es sich eher um Sexualwissenschaft handelt, und beides ist niemals das Gleiche. Erotik als Reklameinhalt ist immer sozusagen Bewußtseinsgegenstand — hat mit den unterbewußten oder, wie wir spezifischer sagen dürften, libidinösen Strebungen gar nichts zu tun. Ich kann daher hier nur, im Anschluß an meine Darstellungen in Marcuses „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" über ausgesprochene Sexualreklame (also erotische Reklame), das wesentliche andeuten:

Die erotische Reklame umfaßt alle geläufigen Reklamewege, wie Plakat, Broschüre, Inserat, Musterprobe, Lichtbild, Attrappe usf. Ihr Inhalt bezieht sich auf die natürlichen Sexualgegenstände, insbesondere Liebesmarkt (einschließlich Ehe und Bekanntschaftsanbahnung), erotische Erholungsstätten, erotische und zum Teil ausgesprochen pornographische Literatur wie Kunst, hygienische Artikel für Vorbeugung der Empfängnis, Sexualhygiene und Erhöhung sexuellen Genusses (erotische Parfums, Aphrodisiaka u. a. m.). Alle diese und ähnliche Reklameinhalte rechnen immer mit dem ausgesprochenen Vollbewußtsein. Sie führen auf dem Wege apperzeptiver Aufnahme des Reklamegegenstandes in rational-logischer Weise dem zu beeinflussenden Publikum den Reklameinhalt nahe und arbeiten wie jede Reklame sinnentsprechend mit mnemischen Nachwirkungen — um bei Kaufanlaß den Wahlentschluß des Konsumenten entsprechend zu leiten, führen diese jedoch in allererster Linie oberbewußt durch. Natürlich benützt die Sexualreklame — wiederum wie jede andere — auch die triebähnlichen Regungen

des Verbrauchers als Anreiz. Schmeicheleien („Der Mann von Welt benützt . . .“), die Wirkung der Autorität („Schauspielerin X. trägt Büstenhalter Y.“), die natürliche Trägheit (Verteilung von Gummiartikeln in Friseurläden, wohin der Kunde sowieso gelangt), Eitelkeitsanregung („Wollen Sie erfolgreich sein im Wettbewerb . . .“ usw.) und alle sonstigen emotionalen Regungen des Menschen werden auch hier zum Ansprechen gebracht, genau wie es jede andere Spezialreklame, etwa für Klubsessel oder Bohnermasse oder Streichhölzer, im Wirtschaftskampfe ausnützen muß.

Einen Punkt kann ich zunächst beiläufig berühren, den ich bei meinen Vorlesungen über Reklamepsychologie stets der Freudschen Terminologie entnehme: den Tatbestand, daß jede erfolgreiche Reklame — und zwar auch die im Unterbewußtsein durch logische Apperzeption zustande gekommene — immer nebenher den Grundsatz der Vorlustweckung benützt. Der zu beeinflussende Kunde soll auch in Augenblicken, wo er das angepriesene Stück überhaupt gar nicht unmittelbar sucht, durch Weckung emotional angenehmer Vorgefühle Lust zum Erwerb erhalten. Hiebei ist zudem auch gerade der überflüssige Erwerb für die Vorlustwirkung kennzeichnend. Das beste Beispiel ist die das Warenhaus durchschreitende Frau. Das Warenhaus weckt Vorlust auf Reklamegegenstände, weil diese lustweckend zur Schau gegeben sind. Die Käuferin unterliegt — meist stärker als der Mann — dieser Vorlust und erwirbt daher, obschon sie A kaufen wollte, nachher B (statt des Aluminiumkessels einen Hauspantoffel). Eine Reklame kann beispielsweise hochwertig in apperzeptiver Richtung sein, also in noch zu erwähnendem Werte der „Sinnfälligkeit“ an erster Stelle stehen. Wird nicht zugleich vom Oberbewußtsein herüber ins Emotionalreich die Vorlust geweckt, versagt oft diese Reklame, da wegen Vorlustmangel ein Verlust mnemischer Nachwirkung (des Nachklingens wie der Gegenwartsbereitschaft) des Reklameartikels erfolgt. Statistische Forschungen ergaben, daß die mit Vorlustbeiwerk betonten Reklameinhalte besser behalten werden und schneller reproduzierbar sind. Die Vorlust kann beispielsweise auch den Weg des Humors oder der Komik schreiten: nur darf dann das Reklamestück darüber die Stiftung assoziativer Beziehungen zum Reklameinhalt nicht verabsäumen. Ist die Komik zu stark, dann wird aus der erstrebten Vorlust eine Augenblickslust, die sich aber gar nicht zum Reklameinhalt, sondern zum Scherz, dem Witz oder der Komik der Darstellung selbst wendet. Es ist bedauerlich, daß ich an diesem Orte nicht durch entsprechende Abbildungen die Vorlustwirkung und anderseits die Störung

der Vorlust durch falschen Humor oder das Fehlen der Reklamewirkung wegen Vorlustmangel vorführen kann.

Mit dem Begriff der Vorlust sind wir aber bereits aus der Zone der groben, äußerlichen Sexualreklame heraus, denn das Vorlustprinzip gilt für alle Reklamewerte. Man wird hier, wenn man Psychoanalytiker ist, im Vorlustprinzip libidinöse Vorstellungen erblicken. Man wird sagen wollen, daß Vorlust letzten Endes immer — wenn auch sublimiert — an Libido (und dies zwar sogar im engeren Sinne) erinnert. Insofern könnte man bereits hinsichtlich der Notwendigkeit der Vorlustweckung von erotisierter — im Gegensatz zu erotischer(!) — Reklame reden. Dieses libidinöse Vorlustprinzip wäre dann zugleich ein Gesetz psychologischer Reklamewirkung. Keine Reklamewirkung wesentlicher Art ohne Vorlust. Vorlust, wie sie drastisch das Schaufenster des Delikatessenhändlers, wie sie feiner über den Weg der Neugier das siebenmal an den Anschlagsäulen wiederholte Fragezeichen bietet (das dann am achten Tage endlich enthüllt, wer im Kabarett Z. demnächst auftreten wird). Und man dürfte ferner in diesem Zusammenhang betonen, wie die Menschen typologisch verschieden reagieren, je nachdem ihr Ich sich zur Vorlust stellt. Gibt es doch — nach meinen Beobachtungen — Reklamen, bei denen gewisse Menschen sich mit der Vorlust vollauf begnügen. Gibt es doch Leute, die Reklame suchen, nur um Vorlust zu genießen, ohne je die eigentliche Lust zu erstreben. (Beispiele: Sammler von Prospekten, Bildchen, Katalogen usf.) Diese Vorlustjäger können sogar ihre Vorlust auf Inhalte richten, die an sich alles andere als libidinös sind. Ich kenne Fälle, wo Kataloge elektrischer Schalter oder Bücherlisten aus Freude an sich, zum Vorlustgegenstand, gesammelt wurden: und es ist selbstverständlich, daß — wenn auch nicht in allen Fällen — hier der Psychoanalytiker Beziehungen zwischen Reklame und Sammeltrieb überhaupt entdecken würde. Ich kann in der Kürze jedoch hierauf nicht mehr eingehen, denn das Thema Reklameanalyse ist ungeheuer breit.

Einen weiteren Punkt immanenter Erotisierung könnte man jedoch noch erwähnen, nämlich die erhöhte Reklamewirkung von rhythmisch gebotenen Reklamewerten.

Ich unterscheide dabei akustische, optische und motorische Rhythmik — entsprechend der gröbsten Dreiteilung der Vorstellungstypik — und rechne hieher auch das Prinzip der Reihung oder Häufung, das im Reklamewesen eine große Rolle spielt, da es anerkannterweise wirkt. Diese Wirkung ist aber genau wie bei der vorigen Tatsächlichkeit mnemisch. Ist Erinnerungswert voll Lustbetonung. Daher, wie die Experimente erweisen, notwendig

bei guter Reklame, also einer Reklame, die praktisch über die Apperzeption hinaus zum Kaufe führt.

Sehr bekannt ist die akustische Rhythmik in Gestalt der gereimten oder auch nur taktierten Sätze. Der Reklamefachmann sagt nicht „Reinige dich mit dem Abradorstein“, sondern ausdrücklich „Bims' die Händ mit Abrador“. Er sagt „Biomalz — Gott erhalt's“ oder er dichtet vierzeilig „Das Stiefelputzen, Einst 'ne Qual — Zur Spielerei wird's Mit Erdal!“ usw. Je einfältiger die akustische Rhythmisierung, um so eindringlicher wirkt sie im volkstümlichen Sinne. Ich verzichte darauf, hier jetzt meine Beobachtungen über die Beziehungen zwischen archaischem Denken und Reklame mitzuteilen. Es wäre das ein Kapitel für sich.

Optisch ist der Rhythmus — entsprechend experimentellen Befunden der Sinnespsychologie — weniger gut zu fassen. Hier aber tritt in erster Linie ein jenes Reklameprinzip der Reihung, der Anhäufung desselben Reizes in Menge und die daraus folgende verstärkte Nachwirkung in mnemischer Beziehung. Wir sehen Reklamebilder von Sektfirmen, in denen nicht einer, sondern fünf Oberkellner nebeneinander dieselbe Marke präsentieren. Wir finden die Glühlampen nicht einmal, sondern serienweis ausgelegt. Diese Verstärkung durch optische Reihung ist reklametechnisch bekannt und letzten Endes rhythmisches Prinzip. Ich will nicht untersuchen, ob dabei auch Gestaltauffassungen des Ganzen eintreten. Nach meinen Erfahrungen ist dies gerade nicht der Fall; der Beobachter sieht vielmehr die Wiederholung der Einzelheiten und empfindet sie als Rhythmus — nicht als Komplexgestalt. Aber das nur nebenbei.

Der optische Rhythmus verbindet sich gern mit motorischem, obschon letzterer auch bekannt ist (Beispiel: Klopfapparate hinter Fensterscheiben, um die Aufmerksamkeit zu erregen). Der optischmotorische Rhythmus feiert den Reklamehöhepunkt im Trickfilm, welcher in ganz beliebiger Sukzession Reklameinhalte vorführt, und zwar im Sinne genetischer Folge. Diese Rhythmik hat — zumal wenn sie noch, wie sehr häufig, den Nebenweg des Humors ausnützt — ungeheure Reklamewirkung! Sie ist weitaus besser als der Film in natürlicher Rhythmik. (Gehtempo usw.). In allen Fällen ist das, was den Beeinflussenden trifft, eine ausgesprochene Mitbeanspruchung des Unterbewußtseins und nun braucht man nur der verschiedenen Erklärungsversuche des Rhythmischen sich zu erinnern, um auch zur Psychoanalyse eine Verbindung zu bekommen. Sicherlich gehört die theoretische Erklärung des Rhythmus durch die Psychoanalyse zu den elegantesten und wahrscheinlichsten. Die Anwendung aber auf die Reklame ist dadurch ge-

geben. Denn im Sinne einer Objektspsychotechnik ist es nunmehr Aufgabe des Psychologen, diejenige Rhythmik zu ermitteln, die normalerweise unterbewußt dem Gesunden die gemäßeste ist. Er wird dann wahrscheinlich gewisse Typen finden und seine akustisch-optisch-motorische Reklamerhythmik zuschneiden können auf die Gesetzmäßigkeit der unterbewußten Rhythmik. Aus einem solchen Fall kann der Fernerstehende auch zugleich ermessen, wie interessant und aufschlußreich für die Theorie der Psychoanalyse derartige nüchterne Wirtschaftsfragen (— Steigerung des Absatzes durch psychologische Mittel —) werden können und warum auf unserem Gebiete eine angewandte Psychoanalyse nach anderen Wegen führt, als die der Therapie der medizinischen Psychoanalyse.

Wir sehen ferner, daß das Lust-Unlustprinzip in unserem Zusammenhange der besonderen Beachtung bedarf. Nicht die Unlust interessiert den Reklamepsychologen, sondern gerade die Lustweckung — das Unlustmeiden. Er ermittelt seine Erfahrung in Ergänzung zu den im Vordergrund der Medizin stehenden Unlustfällen (Verdrängungsgedanke) gerade aus dem Positiven; aus der Frage, warum ein Reklameinhalt eben lustbetont war, warum die Lust ihm mnemische Überlegenheit im Ich gab; die Umkehrung zur medizinischen Frage, die die Unlustkomponente als gedächtnisbeeinflussend betrachtet, und dies im positiven wie negativen Sinne (Vergessen — Erinnern).

Im Rahmen der Erotisierung von Reklamewerten möchte ich aber — zur Verdeutlichung, daß gar nichts Gesuchtes in einer solchen Psychoanalysierung der Werbkunde liegt — noch einen viel drastischeren Fall auswählen. Nämlich die Erotisierung von ausgesprochen nichtsexuellen Inhalten und die Störung der Sinnfälligkeit und der mnemischen Wirkung einer Reklame durch Erotisierung. Letzteres könnte man auch formulieren als „Verschlechterung der Reklamewirkung durch libidinöse Ablenkung des zu beeinflussenden Reagenten". Ich bespreche beide Möglichkeiten.

Die Erotisierung von Reklameinhalten, die an sich unmittelbar mit Sexualität gar nichts zu tun haben, ist heute eine geläufige Methode. Man wird dabei annehmen dürfen, daß viele Entwürfe diese Tendenz ganz und gar unbewußt bringen, und daß nur in wenigen Fällen auf das erotische Gebiet angespielt wird, um zielentsprechende Assoziationen zu stiften und so die Apperzeption des Reklameinhaltes mit einem sympathischen Gefühlston zu versehen, der wiederum das mnemische Haftenbleiben beim Gesunden verbürgt. Wir können gewisse Branchen beobachten, die noch indirekt zur erotischen Ware Beziehung besitzen. So die Seifenfabriken, die naturgemäß über den Weg der Hygiene auch die Beziehungen der Geschlechter bestimmen

mögen. Wir wundern uns daher nicht, wenn die einschlägige Reklame etwa mit der Abbildung von Frauengestalten arbeitet, um ihr Produkt angemessen zur Wirkung zu bringen. Sehr viele Firmen der Seifenbranche tun das nicht, sondern bilden etwa ihre Packungen ab, geben in Stichworten die materielle Güte des Fabrikats allein an. Andere erotisieren: sie legen bei der bildlichen Darstellung die Packung zu der schönen — meist im Negligé dargestellten — Frau. Dabei wird kein Wort verloren über gewisse hautreinigende Wirkungen des Produkts, um etwa die Berechtigung zu erläutern. Bei Fabrikaten für Vertreibung von Sommersprossen oder Hautunreinigkeiten wäre die Abbildung eines Gesichts verständlich, um die Teintwirkung zur Schau zu führen. Das ist bei der erotisierten Reklame nicht gemeint. Man wird sich fragen, wie der Künstler die Wirkung sich denkt und wie diese praktisch zustande kommt? Nach meinen Beobachtungen sind hier sehr verschiedene Einstellungen der typischen Geschlechter zu erkennen. (Ich sehe also von dem bekannten Übergangsverhalten und der psychischen Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen ab.) Der Mann empfindet beim Betrachten derartiger Vorführungen in erster Linie Sympathie zum Fabrikat durch die libidinöse Anregung des Dargestellten. Ihm gefällt der Kopf, die Gestalt und auf diesem Umwege erinnert er den Bildinhalt. Die Frau neigt eher zu einer ganz anderen Tendenz: nämlich dem Sicheinfühlen in die Rolle der Dargestellten. Sie identifiziert sich mit dem Bilde und erträumt — momentan und unterbewußt geleitet — im Augenblick Situationen, in denen sie ebenso ideal wirken könnte, wie das Bild. Diese Ichidealisierung ist selbstverständlich oft nichts weiter als eine augenblickliche Regung; aber diese genügt wieder, die Reklame einzuprägen. Es scheint auch in der Reklame derselbe Grundsatz vorzuliegen, den ich experimentell beim Beobachten erotischer Postkarten erschließen konnte. Der Mann beobachtet immer eher das andere Geschlecht gern und in aktiver Einstellung; die Frau träumt sich in Pärchenbilder oder auch Darstellung des eignen Geschlechtes, in der Einstellung auf Rollentausch.

Anmerken kann man, daß in der Reklame unästhetische Dinge selten durch Frauengestalten symbolisiert werden, daß hier vielmehr figürlich der Mann gewählt wird. So bei Hühneraugenmitteln etwa. Anderseits werden rein maskuline Angelegenheiten „verniedlicht“ durch feminine Zutat. So bei der Rasierapparatindustrie, die häufig nicht den Mann, sondern dazu ein weibliches Wesen darstellt, das den durch Apparat „gut Rasierten“ anschaulich karessiert (Vorlustweckung).

Die Erotisierung der Reklame greift aber noch viel weiter. Ich kann erinnern an die zahllosen Abbildungen der Mundkosmetik, die bereits zu

seiner Zeit, als bildliche Reklame in künstlerischer Form sehr selten war, sich weiblicher Anreize bediente (Beispiel: das Kalodontmädchen). Weiter die Zigarettenindustrie. Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren war das offizielle Rauchen der Damen relativ selten. Und trotzdem benutzten die Zigarettenfirmen Frauenköpfe, um dem Manne diese oder jene Marke anzupreisen, seine Kauflust zu wecken. Das weibliche Geschlecht wurde rauchend dargestellt oder die Marke durch einen Frauennamen verniedlicht. Entwicklungspsychologisch ist anzumerken, daß diese Tendenz gerade die Zigarettenindustrie traf und daß abstrakte Symbole — ich erinnere an den Reemtsmaschiffsdrachen — dem Volk fremdartig bleiben. (Dies Ergebnis ermittelte ich in meiner psychotechnischen Praxis.) Ferner geht die Industrie der Zigarre — dem Genußmittel für starke Männlichkeit, das historisch ältere Bestandstück und, wie die Psychoanalyse vielleicht sagen würde, das „phallische Symbol des Ludlers" — nicht auf zu starke Erotisierung ihrer Reklamemittel ein. Sie bildet die Pflanzerköpfe oder das rauchende Männervorbild ab. Man wird es für selbstverständlich finden, daß sie keine zigarrenrauchende Frau darstellt. Das ist richtig: sie bildet aber auch keine erotisierten Szenen dar, wie die noch zu nennende Sektindustrie oder andere Branchen. Die Zigarre an sich ist nur Männlichkeitszeichen, eignet sich aber für erotische Szenen schwerlich so wie die Zigarette. Entwicklungspsychologisch ist in diesem Zusammenhang ferner interessant, daß die „Marken" des einfachen Mannes auch in der Zigarettenindustrie zur maskulinen Vergröberung neigen, von der erotisierten Namensgebung weniger wissen. Der Handlungsgehilfe und der Friseur rauchen die Marken „Dolly" oder „Fritzi Massary" usw., der Arbeiter greift zur „Dicken Bohne" oder der „Feinen Nummer". Auf jeden Fall ist hiebei das optische Motiv ganz ausgeschaltet und nur in äußerst groben Beispielen durch sprachliche Symbolik ersetzt. Hinzufügen kann man, daß die Absatzstatistik der Fabriken genau beweist, wie Provinzial- und Ländereinflüsse die Struktur der Bevölkerung auch in dieser Beziehung scheiden, wie etwa die Lustempfindung am Zigarettengenuß im Westen Deutschlands (Rheinland) und Osten (slawischer Einschlag) stets größer war. Es ist unmöglich, im vorliegenden Zusammenhang auf diese Dinge oder auf die differenzierte Abwanderung zum Pfeifengenuß, beziehungsweise die Abstinenz in Zeiten hoher Teuerung der Rohstoffe und der Tabakbesteuerung, hinzuweisen. Man kann außerordentlich interessante völkerpsychologische Ergebnisse finden. — Die Erotisierung der Reklame befaßt sich aber auch mit Gegenständen, die nicht ohneweiters dazu gegeben erschienen und die erst im Laufe der werbkundlichen Verfeinerung der Anbietungsverfahren zu

dieser erotisierten Note gediehen. Hieher rechnet die Branche der Trinkmittel. In erster Linie Bier, Wein, Spirituosen.

Noch immer wird das Bier vielfach durch Männer (der heilige Engelhardt, das Bürgerbräu usw.) symbolisiert. Neuerlich taucht aber auch die Kellnerin auf, um die Bierfabrikate anzupreisen. Noch klarer bei den Edelgetränken: Die Sektfirmen haben sich in gesteigertem Ausmaße mit erotisierten Zusammenhängen in der Reklame befaßt. Pärchenbilder mit Sektglas beim Anstoßen, Boudoireinblicke, sogar Sportbilder oder Symbolikvignetten auf und an den Flaschen: das ist gang und gäbe und ersetzt frühere Darstellungen der Flaschenpackungen. Einige Firmen gaben ganze Mappen von Künstlerzeichnungen heraus, die beliebten Zeichnern Gelegenheit boten, die Weiblichkeit mit Sekt oder Likör in Beziehung zu bringen. Ein Beispiel sind die Reklamen von „Henckel Trocken" und „Kupferberg Gold", die Heilemann illustrierte. Hier ist die Erotisierung im Zusammenhang des „Stimmunghabens" und des erhöhten Materialgenusses in Gesellschaft anderer gedacht. Es scheint, daß diese Bilder das Publikum immer noch mehr anziehen, als die, welche den Einzelgenießer berücksichtigen. (Ich erinnere an Darstellungen wie bei Firma Braun, „Edelliköre", die bespielsweise einen genußsüchtig an der Flasche schnuppernden jungen Gent vorführt.) Die Psychoanalyse würde in ihrer Terminologie sagen, daß die Vorführung des narzißtischen Genusses in dieser Beziehung reklamewirksamer sei. Eine zweite Frage wäre die, ob energetisch gesprochen der Kaufantrieb durch Vorlustweckung mittels erotisiertem Pärchenbild unmittelbar erheblicher ist, oder ob bei solipsistisch gerichteten Einzeldarstellungen die bildliche Symbolik im Betrachter zunächst peinliche Vorstellungen, also Hemmungen auslöst. Hiebei könnten diese Hemmungen einfach aus Nahelegung der Selbsterkenntnis folgern („Lieber Freund, wir wollen offen sein. Du bist ein ausgesprochener Egoist und genießt für dich allein am liebsten . . ."). Ich will das nicht entscheiden ohne statistische Unterlagen. Leider wissen wir durchaus nicht, ob und inwieweit die unterbewußte Vorstellungstypik bei Normalen verbreitet ist. Wir kennen nicht die Größe der Populationen jedes Typs.

Es mag die Psychoanalyse auch interessieren, daß in der Getränkebranche das Kind häufig Symbol wird. Beispiele: das Berliner Kindl, das Pichlbräu. Dergleichen wirkt teils humoristisch, teils freundlich und löst ein gewisses Behagen aus. Obwohl man eigentlich sagen muß, daß Kind und Bier logisch gar nichts miteinander zu tun haben können, ja daß manche Temperenzler mit Recht entsetzt sein können über die — Gedankenverbindung der Werbefachleute. Der praktische Erfolg solcher Symbolik im

Reklamewesen steht aber fest. Ich will wieder nur darauf verweisen und noch nicht entscheiden, ob hier das Kind an das ursprünglichere Getränk der infantilen Zeit erinnert (Muttermilch-Ersatz) oder bei anderen Typen eine gewisse Befriedigung durch die Komik ausgelöst wird: Die Freude, endlich erwachsen zu sein. Vielleicht kommt beides und sicher auch noch anderes vor. (Beim oben erwähnten Beispiel „Berliner Kindl" ist der Ausdruck „ein Berliner Kind" typisch infantil gesehen und im Sprachgebrauch aller Länder bekannt — und wegen des Gefühlstons stets beliebt gewesen. Die Reklame kann daher auch den Sprachgebrauch nur noch unterstreichen, wenn sie ein Baby mit Bierglas abbildet. Auf jeden Fall ist aber der gewählte Titel für eine Brauerei dann unterbewußt entsprechend zu erläutern.)

Was wir bei den alkoholischen Getränken finden, sehen wir auch bei anderen. Dies erweist, daß nicht etwa Vorfreude auf alkoholischen „Rausch" mit anschließenden erotischen Exzessen das Leitmotiv sein konnte. Die Erotisierung ist viel zarter und feiner. Das zeigen Plakate von Firmen, die Tees oder koffeinfreien Kaffee fertigen. Auch hier tritt die servierende Kellnerin und die Frau als Symbol auf und keinesfalls in Beziehung nur zum Ursprungsland des Erzeugnisses. (Die Chinesin bei der Teemarke usw.) Vielfach finden wir dann sogar Abweichungen, die die Frau als Mutter-Imago (nach psychoanalytischer Theorie) hinstellen. Ich rechne nicht hieher Kakaoplakate, die die Bekömmlichkeit für Kinder vorführen, und so etwa die Mutter mit den Kleinen am Frühstückstisch veranschaulichen; hier ist natürlich unmittelbar die Gedankenbindung geboten. Dagegen tritt das Motiv der Mütterlichkeit in anderen Fällen sehr deutlich zutage, und manche, wenn auch nicht alle Beobachter mögen entsprechende Erinnerungen an die Mutter, welche für das Wohl und Wehe sorgte, beim Betrachten solcher symbolisierten Anzeigen bekommen.

Dies Beispiel offenbart aber sogleich ein ganz neues Problem, das wiederum der experimentellen Forschung zugänglich gemacht werden kann. In pathologischen Fällen, also der klassischen Klientel der Psychoanalyse, können solche und andere Beispiele im Neurotiker usw. gegebenenfalls Hemmungen, Ablehnungen oder gänzliches Vergessen von Reklameinhalten bewirken. Es wäre zu untersuchen, wie Kauflust und Kaufhandlung in dieser Beziehung konstitutionell gegeben sind. Aber das sind Fragen, deren Beantwortung der Reklamepsychologie erst künftig möglich sein wird.

Daß in dasselbe Gebiet auch Darstellungen von Bureauartikeln fallen, ist der Sachlage nach selbstverständlich, denn das Bureau und das Geschäftsleben, in dem nebeneinander beide Geschlechter berufstätig sind, legt eroti-

sierte Sachverhalte nahe. Wir wissen aus den therapeutischen Analysen sehr genau, wie oft dort ausgesprochene Sexualkonflikte zustande kamen. Diese erotisierte Stimmungslage wird etwa benützt, um für eine Schreibmaschine Reklame zu machen. Bildet man nur ein Tippfräulein mit dem Fabrikat ab, kann man sagen, daß dies ebenso selbstverständlich sei wie die Darstellung des Drehers bei der Industriereklame für Revolverautomaten oder genormte Passungen. Wird dagegen — wie sehr häufig — nicht nur das Tippfräulein, sondern auch der diktierende Chef dargestellt, und liegt zudem in den Mienen der Personen zeichnerisch ein entsprechender Ausdruck, so kann die Rubrizierung des Reklamegegenstandes nicht zweifelhaft sein. Das gleiche gilt für Abbildungen, die im Beiwerk Stigmata einschlägiger Art bieten; kokettes Strumpfwerk oder Halsausschnitte des dargestellten Maschinenpersonals. Es ist mir aufgefallen, daß die englische Reklame bei Bureauartikeln wie auch anderen Branchen sachlicher Natur viel mehr mit dem Mann zu operieren scheint, als die kontinentale. Ich denke hiebei an Reklamen für Schreibgeräte, besonders Füllfederhalter und Bleistifte. Doch muß auch diese Beeinflussung durch völkerpsychologische Struktur eines Konsumentenstammes noch untersucht werden.

Eine eigentümliche Stellung in der Reklame nimmt das Tier ein. Auch bei ihm kommen allgemein gesprochen emotionale Motive hinzu. Natürlich wird man niemals eine Reklame hieherrechnen, deren Inhalt mit Tieren zu tun hat oder wo die Namenswahl des Fabrikats Tierdarstellung nahelegt. (Beispiel fürs erste Hundekuchen; für den zweiten Fall etwa die Darstellung des Löwen als Marke für ein „Löwenbräu".)

Wenn eine Sammlung von Sprachführern und Wörterbüchern durch eine Reihe aufrechtsitzender Pinguine oder ein Lackfabrikat durch einen Pinscher mit Pinsel im Maul versinnbildlicht wird — ohne daß irgendwelche sonstigen Beziehungen äußerer Art bestehen, etwa wie beim Pelikan der Pelikanfabrikate der Firma Günther-Wagner — so muß man fragen, was hier reklametechnisch als Reizwert gesucht wird? Es entsteht vielfach der Humor auf der Basis des Verständnisses für die Kreatur und es ist reklamepsychologisch zugleich bekannt, daß dieses Verständnis für die Wesen unter uns, die wohlwollende Humanität, in der Reklame der germanischen Völker eine stärkere Rolle spielt als bei den romanischen beispielsweise. Der Reklamekünstler rührt mit seinem Text an diese schlummernde Eigenschaft des Wohlwollens mit der Schwäche; man wird aber zugleich die Beziehungen zwischen Mensch und Tier im Spieltrieb erinnern und so verstehen, warum vermutlich eine spätere Forschung auch diese Fälle in

gewisser Beziehung zu den vorlustbetonten und auch erotisierten Beispielen rechnen dürfte. Es liegt mir fern, dies sogleich zu behaupten, man muß aber auf des Tierproblem hindeuten. Die Ausdeutung in Symbolik selber — in Analogie zur Schlange, Giraffe usw. — halte ich für weniger fruchtbar, da nur sehr wenige Symbole Allgemeinverständlichkeit und unterbewußte Gleichförmigkeit erweisen. Etwas anders ist dagegen die kulturelle Symbolik, wie wir sie in Darstellung der Nationen finden. Wenn ein gegenwärtiges Plakat im deutschen Ruhrkampf Frankreich in einer Frauengestalt verkörperte, die mimisch aufreizend wirkt, so ist diese Symbolik klar. (Ich bemerke, daß das fragliche Plakat jedoch abirrte, indem es zur Mimik sadistischer Gesichtszüge einen libidinös anklingenden nackten Frauenkörper fügte.) In ähnlicher Weise hat Frankreich im Kriege durch die dortigen Aufrufe zum Schützengrabenkampf die Tragödie des Schlachtfeldes verniedlicht, indem vielfach der von Frauenhuld belohnte Held oder die hübsche Amazone im Stahlhelm dem Publikum veranschaulicht ward. Die französische Reklame ist überhaupt in dieser Beziehung viel offener erotisch, als unterbewußt erotisierend.

Ich möchte die Betrachtung nicht schließen, ohne auf einen weiteren interessanten Sachverhalt hinzudeuten, der teilweise herüberführt in einen wirtschaftspsychologischen Begriff, dessen Besprechung ich im Zusammenhang mit dem Taylorsystem noch geben werde. Nämlich die Sinnfälligkeit von Darstellungen.

Bei der Reklame bedeutet Sinnfälligkeit soviel wie sofortiges Verstehen und unmittelbares In-den-Sinn-kommen eines Reklameinhalts. Wissenschaftlich heißt es apperzeptive Unterstützung des Betrachters. Hiebei sind verschiedene Wege möglich, um eine Darstellung sinnfällig zu machen. Die Sinnfälligkeit kann durch logische Assoziationen und perzeptive Hilfsmittel zustande kommen. So bei sachlicher Aufteilung von Schaufenstern in Gebietsgruppen, durch Abbau überladener Schaumengen, durch optische Kontrastgebungen in Farbe oder Helligkeit, durch Auflösung einer Gesamtgestalt oder Gesamtsituation aus der Simultaneität der Darstellung in sukzessive Darstellung (Entstehenlassen eines Ganzen im Trickfilm oder dem Leuchtplakat), durch sogenannte Blickfanglinien und vieles mehr. Es wäre gut, wenn ich diese Fälle einer logisiert gebotenen Sinnfälligkeit im Bilde vorführen könnte, denn um so klarer würde die nachstehend bezeichnete emotionale Sinnfälligkeit werden, und zudem würde manchen Lesern verständlich, weshalb ich ausdrücklich sage, daß eine allgemeinste Psychoanalysierung der Reklamepsychologie nicht am Platze sein kann. Auch dann, wenn man zugibt, daß

die hier ebenfalls in Betracht stehenden Fragen der Enge des Bewußtseins und der Spaltung der Aufmerksamkeit — welche jene logisch geleitete Sinnfälligkeit berücksichtigt — innerlich mit unterbewußten Tatbeständen zusammenhängen.

Wenn Sinnfälligkeit durch gefühlsmäßige Werte zustande kommt, so finden wir zweierlei. Häufig die Weckung der Heiterkeit beim Beobachter und ebenso häufig produktive Unterströmungen des Zeichners und beides durchaus unterbewußt geboten. Was die Heiterkeit des Beobachters belangt, so zeichnet sie sich bei der Sinnfälligkeit einer Reklame durchaus durch ethisch unterwertige Gefühle, wie Schadenfreude, auch Roheit und Gefühle metatropistischer Form (insbesondere sadistischer Färbung) aus. Einige Beispiele: Eine Firma für Etiketten mit Nadelschutz zum Auszeichnen von Waren, bringt über dem Begleittext eine Figur, der ein riesiger Degen Brust und Rücken durchstoßen hat. Die Bluttropfen hängen am Schwert, der Ärmste ist wahrhaft aufgespießt; sein Gesicht zeigt erschrockene Angst; die Schwarzweißzeichnung ist mit Fettdruck erläutert durch den Satz: „Sie können sich nicht mehr pieken." Immer hat in meinen Vorlesungen dies Bild, projiziert, ungeheure Heiterkeit und Schadenfreudegelächter ausgelöst. Werbetechnisch ist es ausgezeichnet, denn die assoziative Beziehung zwischen dem sich Verletzenden und den nun angepriesenen Nadelschutzetiketten ist geboten und haftet mnemisch, wie mir Experimente erwiesen, ausgezeichnet. Warum aber? Weil die Freude am Unglück eines anderen, weil der Lusteffekt, selber nicht in diese peinliche Situation der Reklamefigur zu geraten, für den Betrachter den Ausschlag bietet. Die Sadismusfreude der Leute wird noch klarer bei ähnlichen Bildern, die zugleich reklametechnisch schlecht sind. Jemand haut einem beleibten Gegenüber mit einem Riesenbesen auf die Nase. Das Blut spritzt sichtlich; zur Befriedigung des Lesers steht in Fettdruck darunter: „Das merkt man." Alles lacht schadenfroh. Hinterher empfiehlt der Fabrikant Patent-Medaillon-Stahlblechplomben (in Fettdruck), die bekanntlich zu Paket- und Flaschenverschlüssen dienen. Bild und Text werden ungeschickt verbunden mit: „Das merkt man bei einem Versuche sofort, daß unsere Patent-Medaillon-Stahlblechplomben . . . alle anderen übertreffen." Der Fabrikant fordert also mit der Assoziation — zu seinem eigenen Schaden, da er den Begriff Plombe auf eine ganz falsche Richtung lenkt! — noch einen ganz bestimmten Vorstellungsablauf hämischer Art: Das Zuschlagen auf Nase und Gesicht unter Blutspritzen geht zugleich auf die Zähne = Zahnplomben. Der Erfolg ist also, sadistisch betrachtet, äußerst ergiebig. Alsdann wird die logische Assoziation Plombe—Paketplombe—Patent-

Stahlblechplombe angeknüpft. Das Plakat sinkt in seiner Wirkung, da das Publikum am ersten Abschnitt lustbetont hängen bleibt.

Ein weiteres Beispiel mit Gegenstück, um die Sinnfälligkeit zu erläutern. Jemand fertigt Metallsägen. Dies wird versinnbildlicht, indem scheibenweise vor einem Rundblock Metallschichten abgeschnitten vorgeführt sind und die Säge gerade dabei ist, eine neue Scheibe vom Block abzuteilen. Niemand wird an der Logik dieser Sinnfälligkeit Zweifel hegen. Ein anderer fertigt Rasierklingen. Auch deren Schärfe will er versinnbildlichen. Was tut er? Er stellt einen Dackel dar, dem mit der Klinge der Leib in der Mitte durchgeschnitten ist. Welch groteske Vorstellung, Hunde mit Rasierklingen zu tranchieren. Und welche unterbewußte, interessante Ideenverbindung! Das Plakat ist unwirksam, denn es ist für viele abstoßend oder dumm und keinesfalls komisch.

Die andere Möglichkeit, Gedankengänge des Künstlers aufzufinden, bieten Plakate, die Sinnfälligkeit suchen und entgleisen. Schon das eben genannte rechnet hieher. Aber die erotisierten Leitvorstellungen finden sich auch noch drastischer und zeigen uns Wege der künstlerischen Produktion an. Jemand fabriziert Mundspiegel. Er will die praktische Brauchbarkeit des Mundspiegels vorführen. Er tut es, indem der Künstler einen Mann auf einer Kirchturmspitze sitzen läßt, den Spiegel in der Hand. Darunter der Satz: „Sie sehen einfach alles." Logisch betrachtet ist es ein Unsinn, durch einen Mundspiegel eine Ortschaft betrachten zu lassen. Erstens ist das ungewöhnlich und zweitens lenkt es nicht nur ab von der Anwendung des Mundspiegels selbst, sondern veranschaulicht auch keinesfalls die besondere Güte des Fabrikates. Beide Absichten schlagen fehl. Die Darstellung würde viel eher für einen Feldstecher oder ein Zielfernrohr von Belang sein. Die Analyse wird aber fragen: wie kam der Künstler auf diesen Gedanken, den Mann mit dem Mundspiegel auf die Kirchturmspitze zu setzen? Ich will mich jeder näheren Annahme enthalten; klar ist, daß hier unterbewußte Vorstellungen den Künstler geleitet und überaus schlecht beraten haben. Wenn er rein oberbewußtlich gearbeitet haben sollte, könnte man seiner intellektuellen Fähigkeit nur eine äußerst geringe Konzeption zuweisen und fast zu seiner Entschuldigung wird man annehmen, daß er sich durch unterbewußte erotisierte Vorstellungen hat in die Irre leiten lassen: von der erstrebten Sinnfälligkeit fort.

Hiemit komme ich zu dem eingangs erwähnten zweiten Fall: der Möglichkeit, daß der Reklameagent durch erotisierte Darstellungen nichtsexuell betonter Branchen aus der Bahn geworfen wird, daß die Reklamewirkung verpufft. Hiebei ist dann von Sinnfälligkeit oft niemals die Rede gewesen. Das Erotische drängt sich mit anderen Worten hervor. Aus erotisierter

Darstellung wird Erotik am unangemessenen Platze. Und diese libidinöse Darstellung der Reklame bewirkt ausgesprochene Fehlschläge. Einige Beispiele werden es verdeutlichen. Wenn Schuhfirmen elegante Frauen vorführen, die das Produkt tragen oder auch nur partiell die Wade bieten — wobei uns wiederum das Prozentualverhältnis der im Publikum verbreiteten fetischistischen Vorstellungen fesseln könnte — so wird man darin eine natürliche Sinnfälligkeit erblicken. Wenn Florstrümpfe vorgeführt werden an einem Akt, wird man ebenfalls nicht unbedingt darin etwas Gesuchtes sehen. Auch ins Anzügliche kann diese Symbolik gehen, beispielsweise wenn eine andere Firma, die seidene Damenstrümpfe fabriziert, zwei übereinandergeschlagene grünbestrümpfte Beine demonstriert, die ein schwarzer Kater mit grünen Augen und rotem Halsband interessiert beblinzelt. Unklar wird dagegen die Erotisierung wirken, wenn eine dritte Firma, die eine Strumpfmarke „Dreiringe" offeriert, wiederum nur einen Unterkörper, einen lila Zwickelstrumpf im Schritt darstellt, der zugleich in drei ineinandergeschlungene große Ringe tritt. Hier verwirrt sich der apperzeptive Eindruck ohneweiters und man würde besser einen einfachen Strumpf mit drei Ringen oder zu Ringen geformte Strümpfe oder wieder übereinandergeschlagene Beine mit Strumpfringen oder meinetwegen Fußspangen wählen, als diese durch erotisierte Zwischengedanken abwegig gewordene Versinnbildlichung des Reklamegegenstandes. Ein anderes Geschäft stellt dar einen elegant gekleideten Herrn in Zylinder und Gut, der einer Dame einen Handspiegel reicht. Das weibliche Wesen setzt sich gerade den Hut zurecht. Zur Seite ist auf einem Stativ ein Damenhut zu erblicken. Jeder wird apperzipieren wollen, daß es sich um ein Damenhutgeschäft handle. Darunter steht aber in großen Buchstaben: Fa. N. N., Herren-Moden. Ein Beispiel erotisierter Entgleisung, denn was soll die Pärchendarstellung und zudem in dieser Situation des Hutaufsetzens der Dame? Der Gedanke: „Mann, kleide dich gut, dann machst du Avancen" (der vielleicht dem Künstler vorschwebt), hat zu einer Überbetonung des rein erotisierenden Motivs geführt, und die logische Bindung zwischen Bildinhalt und Text ist nicht nur nicht gegeben, sondern sogar künstlich unterbunden. Dient der Entwurf etwa als Zeitschrifteninserat und sucht ebenso ein Mann beim Durchblättern Inserate für seine Zwecke, wird er niemals dieses Bild näher betrachten, da er schon in der perzeptiven Aufmerksamkeitszone sofort annimmt, daß es sich um eine Anzeige für Damen handle.

Grotesker ist noch ein anderes Beispiel. Eine sehr bekannte Schreibmaschinengesellschaft macht für ihr Fabrikat Reklame, indem sie Künstler-

blätter von hervorragenden Fachleuten entwerfen läßt. Der Künstler erotisiert das Thema in einer Form, die den kaufmännischen Erfolg gänzlich verhindert. Er wählt nicht das Tippfräulein als Arbeitssymbol für die Schreibmaschine. Er bietet beispielsweise vielmehr Einblick in ein Boudoir, in dem auf einem hübschen Sofa eine elegante Dame mit Strumpf und Hemd bekleidet hockt. Sie liest ein Billettdoux, in der einen Hand kost sie haltend den Schoßhund. Auf einem Tischchen vor ihr ist eine Schreibmaschine aufgestellt. Das farbige Bild enthält einen schmalen, weißen, unteren Rand, der die Firma nennt, bringt aber sonst nichts Näheres. Was wird geschehen? Mancher wird sich libidinös an der Nudität freuen. Keiner wird darauf verfallen, daß das eine Reklame für eine Schreibmaschine sein soll. Wer die Zeichnung besonders schätzt, wird aber den weißen Rand mit dem Firmenaufdruck säuberlich abschneiden und das Ganze sich als Vielfarbendruck vielleicht an die Wand der Junggesellenwohnung hängen. Keine, auch nicht die geringste bewußte Brücke zwischen erotisiertem Gefühlston des Bildes und logischer Apperzeption der Schreibmaschine und ihrer Herkunft. Ein Beispiel für viele, um Versager der Werbkunde durch ganz und gar unangebrachte Emotionalisierung eines bildnerischen Sachverhaltes vorzuführen. Man könnte dergleichen Parallelen in großer Fülle bringen.

Ich möchte hiemit die kurzen Bemerkungen über Reklamepsychologie in psychoanalytischer Beleuchtung schließen. Jedem wird klar geworden sein, welche Fülle von Problemen dort noch verborgen ruht und wie auch die Psychoanalyse selber zu typologischen Ergebnissen durch die Reklame kommen kann, welche Befunde der Pathologie ergänzen helfen.

LITERATUR

(In der Reihenfolge des Zitats)

Giese, Sexualvorbilder bei einfachen Erfindungen. Imago 1915. — Jung, Wandlungen und Symbole der Libido. Jahrbuch, III ff., 1912, und Psychologische Typen. Zürich 1921. — Le Bon, Psychologische Grundgesetze der Völkerentwicklung. Leipzig 1922. — Freud, Jenseits des Lustprinzips. Wien 1920, und Das Ich und das Es. Wien 1923. — Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig 1916. — W. Stern, Person und Sache. Leipzig 1906 und 1919. — Giese, Psychotechnisches Praktikum. Halle 1923. — Hermann, Intelligenz und tiefer Gedanke. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 6, 1920. — Grüninger, Psychotechnik und Psychoanalyse. Ebenda. — Schneider, Ernst, Psychotechnik und Psychoanalyse. Schulreform (Berner Seminarblätter) 1921. — Baumgarten, Die psychoanalytische Bewegung. Praktische Psychologie 1920. — Giese, Medizinische Psychologie. Referat in Psychotechnische Rundschau 1921 (2). — v. Hartungen, Psychologie der Reklame. Stuttgart 1921. — Seyffert, Die Reklame des Kaufmanns. Leipzig 1914.

II.

Psychologische Eignungsprüfung

Von psychoanalytischer Seite ist wiederholt auf das psychotechnische Problem der Eignungsprüfungen hingewiesen worden. So hinsichtlich des Intelligenzbegriffs von Hermann, so von Grüninger anläßlich der Berliner Begabtenauslese, so von Schneider. Umgekehrt haben Fachpsychologen verhältnismäßig wenig sich um die Tiefenpsychologie in ihrer Beziehung zur Eignungsprüfung gekümmert. Erwähnt sei das Referat von Baumgarten, meine eigenen laufenden Literaturberichte in psychotechnischen Zeitschriften und die psychognostisch ausgewertete Überprüfung der Rorschachschen Methode durch Römer. Auf dies letzte komme ich noch zurück.

Überblickt man die gegenwärtige Lage beider Gebiete, so kann man hinsichtlich der Psychoanalyse sagen, daß sie nach Jahren gewisser einseitiger Kämpfe doch zu einer abgeklärteren, in sich gefestigteren, von Schlacken gesäuberten Theorie und einer vielfach erfolgreichen Praxis kam. Auf der anderen Seite ist zuzugeben, daß die psychotechnischen Eignungsprüfungen nicht immer das gehalten haben, was sie versprachen, oder was man von ihnen erwartete. Denn abgesehen davon, daß hiebei bestimmte Modefragen — so die Hochbegabtenauslese — ihre Aktualität einbüßten, bringen auch die laufenden Untersuchnngen in Schule, Industrie, Berufsberatung oder Anbrüchigenfürsorge immer wieder Fälle, bei denen das Rüstzeug der Oberflächenpsychologie nicht ausreicht. Bei denen der Ruf nach Vertiefung der Diagnose mit Recht ertönt. Man kommt so unmittelbar zu zwei Fragestellungen: welche Anforderungen der Psychotechnik können von der Oberflächenpsychologie nicht erfüllt werden, würden also mit Nutzen durch analytische Auffassungen Unterstützung erhalten — und welche Hilfsmittel gibt es auf diesem Wege?

Daß durchaus nicht alle Fragen der Psychodiagnose — in Sonderheit bei Eignungsprüfungen — jetzt oder jemals psychoanalytischer Hilfe bedürfen, ist ohne weiteres klar. Sehr viele dieser Diagnosen müssen sich aus Gründen der Wirklichkeit auf Gebieten bewegen, die nicht von der Analyse im engeren Sinne erfaßt werden. Viele psychische Qualitäten, welche industrielle Berufe erfordern — Eigenschaften der Arbeitshand, der Aufmerksamkeitsverteilung oder der intellektuellen Anlage — werden naturgemäß keiner Analyse benötigen und höchstens hier und dort durch psychoanalytische Gesichtspunkte theoretische Klarstellungen erfahren.

Praktisch dagegen mangelt es zweifelsohne der heutigen Eignungsprüfungen, nach Grundlage wie Durchführung der Versuche, erheblich an Berücksichtigung der emotional gerichteten Faktoren. Doch scheint es mir — wie man es gelegentlich liest — unrechte Kritik zu bedeuten, wenn man der Psychotechnik vorwirft, sie kümmere sich nicht darum. Sie würde es schon tun, wenn es methodisch ohneweiters möglich wäre und sie wird es tun müssen, wenn ihre Ergebnisse verbessert werden sollen. Denn im Nichtuntersuchen oder Nichtbeobachten der Gefühlssphäre — in die wir natürlich zweckhaft voluntative und überhaupt unterbewußte Vorgänge miteinschließen — liegt unbedingt ein Manko. Ausgeschlossen müssen natürlicherweise Hemmungen werden, die persönlicher Art sind: Es gibt Gegner der Psychoanalyse, weil sie ein Unterbewußtsein annimmt, oder weil sie einen gewissen Nachdruck auf sexuelle Tatbestände legte. Beides ist vielen Fachpsychologen Grund, in der ganzen Richtung etwas Entartetes zu erblicken und es kommen noch andere Motive von sogenanntem Rasseempfinden hier und dort hinzu, um von Anbeginn die Ablehnung zu unterstreichen und jedwede unvoreingenommene Stellungnahme zu hindern. Dergleichen kann selbstverständlich subjektiv erklärbar sein, wird indessen niemals die objektive Notwendigkeit unterbinden, jedes Mittel des Fortschritts zu übernehmen, das die Sache fördern kann. Bei objektiver Beurteilung wird man aber zuzugeben haben, daß die Psychoanalyse außerordentlich wichtige und vielfach entscheidende Klärungen bis dahin dunkler Gebiete ermöglichte und man wird dies auch tun, wenn man hier oder dort nicht immer mit allen Ansichten der breiteren psychoanalytischen Gefolgschaft übereinstimmt. Ja, im sozial bedingten Kreis der psychotechnischen Eignungsprüfung wird man es sogar für Pflicht halten, jedes Mittel zu versuchen, allgemeine Interessen angemessen zu berücksichtigen.

Nun ist ein Einwand von gegnerischer Seite sehr häufig gemacht worden: nämlich die Beschränkung der Gültigkeit psychoanalytischer Erkenntnisse auf eine kleinere Population. Man sagt immer wieder, daß die gefundenen Gesetze wohl zutreffen, aber nur für einen kleinen Kreis von Leuten, deren pathologisch gerichtete Konstitution außer Frage steht. Manchmal ist beispielsweise auch die soziale Bevorzugung bestimmter Schichten hervorgehoben worden. Psychoanalyse sei nur etwas für arbeitslose Gebildete. Ich will nicht auf den Kern des Vorwurfs hier näher eingehen, möchte aber doch die Erfahrungen der Berliner Poliklinik in den Vordergrund rücken, deren Klientel, wie die von Eitingon mitgeteilten Statistiken ersehen lassen, durchaus nicht nur den sogenannten gehobenen Schichten ent-

stammt. Das ist besonders wichtig für die Eignungsprüfung, da diese zweifelsohne — vor allem aus Gründen des Arbeitsmarktes — bei der Lehrlingsprüfung in erster Linie proletarische Schichten vor sich sieht. Immerhin kann zugegeben werden, daß das statistische Streuungsverhältnis der interindividuellen Stellungsnahmen und Verhaltungsweisen in der Psychoanalyse noch stärker untersucht werden könnte und wenn vormals die Einzelfälle der durchgeführten Analysen vielleicht nicht genügten, so sieht das heute angesichts des Materials anders aus. Eine solche Statistik müßte natürlicherweise auch das intraindividuelle Vorkommen dieser oder jener emotional betonten Einstellung (sagen wir Analerotik, Ödipus-Komplex, um Stichworte zu erwähnen) beim selben Menschen untersuchen, obschon oder weil die Simultaneität aller Varianten bei fast allen Fällen und übertragen auch bei jedermann angenommen wurde. Dies ist eine Forderung, die durchaus wissenschaftlichen Wert hat und Untersuchungen der Normalpsychologie über Vorkommen von Farbenblindheit oder eidetischer Vorstellungswelt etwa parallel laufen würde.

Bleiben wir also bei der Annahme der verhältnismäßigen Allgemeingültigkeit der psychoanalytischen Befunde — eine Annahme, die hinsichtlich der Fehlleistungen des Alltags jeder offene Beobachter wohl ohneweiters zugeben würde — so entsteht die oben genannte Frage, inwieweit in der psychotechnischen Eignungsprüfung die Tiefenpsychologie Anwendung finden könnte? Ein erstes Gebiet wäre schon die sogenannte Berufskunde. Jeder Eignungsprüfung geht naturgemäß eine Aufstellung der für den betreffenden Beruf oder die Arbeitskategorie *en bloc* notwendigen psychischen Funktionen, der Berufs- und Arbeitseigenschaften voraus. Das bedingt aber wiederum eine Untersuchung der Berufseigenart selbst, denn bevor ich aus der Fülle der Prüfmittel mir die für den Fall notwendigen Arten aussuche, also das Versuchsschema bilde, muß ich wissen, wie der Beruf sich darstellt, welches Gesicht er hat. Die volkswirtschaftliche und pädagogische oder rein medizinische Seite (Gewerbehygiene) würde dabei für diesen Zweck nicht so wichtig sein, als die psychologische Berufskunde. Die berufkundliche Erschließung der Arbeitsfelder ist in großen Zügen versucht worden, aber in dieser Beziehung noch sehr dürftig. Nur wo es zur Ausarbeitung bestimmter psychotechnischer Ausleseverfahren kam, hat man sich mit den psychologischen Gegebenheiten befaßt.

Ich möchte einige Punkte nennen, von denen anzunehmen wäre, daß psychoanalytische Betrachtung Fortschritte bringen könnte. Jene berufspsychologischen Eigenschaften, die sich an der Oberfläche bewegen, inter-

essieren dabei nicht. Es ist anzufügen, daß deren Zahl durchaus nicht gering ist.

Erstlich zeigen bestimmte Berufe ausgesprochen emotionale Werte, über deren unmittelbare Zuordnung zur Psychoanalyse gar keine Zweifel bestehen können. Es sind das mit anderen Worten Berufe, bei denen der Libidobegriff im ursprünglichsten und engeren Sinne eine Rolle spielen muß. Es sind Berufe mit erotischer Komponente dieser oder jener Form. Das Gasthauspersonal ergibt beispielsweise eine Klientel dieser Art und die Berufskunde muß darauf verweisen. Es können Individuen, die in dieser Beziehung erotisch leicht ansprechen, in der Eignungsprüfung gegebenenfalls eine andere Beurteilung erfahren müssen, als neutralere Strukturen. Dabei ist das „Ansprechen“ durchaus nicht nur im affirmativen und aktiven Sinne zu verstehen. Gerade die Klientel der Psychoanalyse, die Psychogenen, stellen in einem solchen Berufe gegebenenfalls unangemessenere Vertreter dar, wenn sie Verdrängungszugängen — also dadurch beruflicher Arbeitshemmungen — unter Umständen schneller unterliegen, als andere. Die Erotik in unmittelbarer Form spielt auch bei Berufen eine Rolle, bei denen man es gar nicht erwartet. Ich möchte erinnern an meine berufkundlichen Untersuchungen im Reichspostdienst. Hier fand ich — veranlaßt durch Meldungen der Behörde — erotische Einflüsse bei den Telephonistinnen. Ein Typus neigt bei dem engen Zusammenarbeiten mit vielen gleichgeschlechtlichen Kollegen zu Freundschaften, über deren innere Natur hier oder dort kein Zweifel sein konnte. Dieser Tatbestand, als Privatangelegenheit, würde nicht interessieren, wenn nicht durch Cliquenbildung, Bevorzugung von Freundinnen usw., unliebsame amtliche Hinderungen, kurz Subjektivität im Betriebe, einreißen könnten. Ein anderer Typus reagierte anders. Er war subjektiv gefährdet in der Bedienung der Teilnehmer, also den sogenannten Anrufsplätzen. Es gibt — beispielsweise in Großstädten — Ämter, bei denen die Dielen, Bars, die Lebewelt in überwiegender Zahl Anschluß hat und ich fand Individuen, die ein Vergnügen daran fanden, die oft sehr intimen Gespräche der Lebewelt begierig auf dem Amte abzulauschen. Da diese Gespräche häufig, äußerst realistisch und zeitlich ausgedehnt sein können, auch in der Ruhe des Nachtdienstes zustande kommen, ist ein solches berufskundliches Ergebnis erotischer Gefährdung von seelisch Inklinierenden nicht ohne Interesse, denn es wird bei praktischen Berufsberatungen eine Rolle spielen.

Auch mittelbar mit dem Libidobegriff in Beziehung stehende Berufseigenarten sind festzustellen. Erinnert sei nur an die Gefährdung von

kleptomanisch gerichteten Frauen — und wir wissen heute (sogar in Kreisen, die die Psychoanalyse ablehnen), daß die Kleptomanie ähnlich wie das Zopfabschneiden einen ausgesprochen sexuellen Hintergrund hat. Dasselbe gilt auch der Berufsuntersuchung auf Verführung zur phantastischen Lüge. Andere Berufe (Beispiel Pädagogik) können zu sadistischen Einstellungen schneller verleiten, als manche, deren Vorbildungsbedingungen vielleicht nicht wesentlich abweichen vom Gefahrenberuf (Beispiel Archivar). Eine solche Berufskunde fehlt uns noch, und zwar in zweierlei Form. Einmal muß die objektive Prüfung der Berufslage uns auf derartige Gefahrpunkte verweisen. Neben der objektiven Analyse ist aber eine genetische, historische Musterung berufsgescheiterter Personen vorteilhaft. Schon eine flüchtige Prüfung des veröffentlichten psychoanalytischen Materials erwies mir, daß aus der Geschichte der Psychogenen beispielsweise für Berufseinflüsse gefährlicher Art und genannter Richtung außerordentlich viel zu erschließen wäre. Ebenfalls eine kommende Aufgabe, um Berufskunde und Psychoanalyse näher zu bringen.

Man braucht jedoch nicht den engeren Libidobegriff zu wählen. Es gibt auch noch andere berufkundliche Einflüsse, von denen ich hier nur das „Materialgefühl" nennen will. Ich verstehe darunter die eigentümliche Erscheinung, daß in beruflicher Arbeit jedes Individuum ein bestimmtes, gefühlsmäßig bedingtes Verhältnis zum Stoff im äußeren Sinne aufweist. Sehr viele praktische Fälle bei Prüfungen erwiesen, daß dieses Materialgefühl die Berufstüchtigkeit außerordentlich beeindrucken kann. Das Materialgefühl äußert sich in der gestaltenden Funktion des Arbeitenden auf den Arbeitsstoff. Es zeigt sich darin, ob der Stoff Freude bereitet und darin, inwieweit er anregt zur formalen Modifizierung. Manche Jungen kneten gern weichen Stoff. Andere arbeiten mit blankem Metall lieber. Einige lieben Holz und können aus ihm viel mehr machen — also verarbeitungstechnisch, phantasievoll, erfinderisch betrachtet — als aus Papier oder Arbeiten mit Steinen. Eigenartige Beziehungen zu Textilerzeugnissen finden sich bei Mädchen. Manche Menschen arbeiten gern in Flüssigkeiten (Wasser, chemischen Bädern usw.). Alle diese Dinge erklären sich aus verschiedenen emotional-unterbewußten Beziehungen zum Stoff. Einschlägige Untersuchungen zu dieser Frage, die arbeitswissenschaftlich noch keine Behandlung gefunden, habe ich zur Zeit eingeleitet. Es kommt wieder nur auf das Wesentliche an, und dies besagt, daß berufskundlich Ichanalyse und Materialfrage in ganz bestimmtem Zusammenhang stehen. Ja, daß die Materialgefühle überhaupt nur verstanden werden, wenn wir das Unter-

bewußtsein erschließen. Der Weg kann vorteilhaft nur über die Psychoanalyse leiten.

Doch nicht nur das Materialgefühl entscheidet. Die Berufsneigung als Ganzes ist gefühlsbetont. Wir kennen aus einschlägigen Untersuchungen die außerordentliche Mannigfaltigkeit der sogenannten Berufswünsche von Kindern und Jugendlichen. Tägliche Praxis erweist, daß beispielsweise bestimmte Lieblingsberufe zustande kommen, bei denen in allererster Linie der Wunsch nach gutem und schnellem Verdienst Anreiz zur Berufswahl war. Daher auch die Überfüllung dieser Lieblingsberufe des Drehers, Schlossers und Elektromonteurs in industriellen Gegenden Deutschlands und die Nachwuchsverarmung wirtschaftlich nicht so günstiger Zweige, gleich dem Buchbinder, Gärtner oder Friseur — um einige Beispiele aus der Wirklichkeit zu nennen. Das ökonomische Motiv ist beim einfacher organisierten Menschen außerordentlich groß, würde jedoch nicht ausreichen, um uns Berufsbeliebtheit und Berufswahl im allgemeinen wie im Einzelfall zu erläutern. Auch da kann die Psychoanalyse wieder besondere Aufklärungen gelegentlich bieten.

Thalberg, Maday und Kramer haben sich bereits über die Berufspsychologie in diesem Sinne geäußert, und Adler gab einen Beitrag zur Psychologie der ärztlichen Berufswahl. Wesentlicher und entwicklungsmöglicher erscheint mir aber eine Aufstellung, welche in anderem Zusammenhange Stekel bot. Er führt gewisse Berufsneigungen zurück auf psychologische Untergründe und man wird zugeben, daß seine Aufstellung aussichtsreiche berufskundliche Überblicke verheißt. Er kennt fünf Wahlmotive. Ein Typus nimmt einen bestimmten Beruf, weil er sich innerlich mit dem Vater identifiziert. Dieser Fall ist in Erbberufen sehr gegeben, kommt aber aus Milieugründen, aus der Beziehung zwischen Kind und Eltern, natürlicherweise auch vor, ohne daß das Vatervorbild äußerlich selbstverständlich gewesen wäre. Gegenstück ist der zweite Typus, der aus Differenzierung zum Vaterberufe entsteht. So wird der Kaufmannssohn oppositionell Künstler. Der Kampf zwischen den Generationen entscheidet. Wiederum ist die Familienstimmung für die Berufswahl entscheidend. Dritter Typus ist geleitet durch die Sublimierung der dem Ich innewohnenden Triebe. Hiebei sind diese Triebe als ausgesprochen objektivkulturfeindlich anzusehen. Sie werden durch den Beruf unterjocht. Der Beruf dient als Bändiger. So ist mancher Chirurg zu seinem Beruf gelangt und es gibt natürlich auch in den nichtakademischen Berufen ähnliche Fälle (vgl. Fleischer). Vierter Typus steht im Dienste unterbewußter

Neigungen. Diese werden ausgebeutet für den Beruf, ergeben sogar oft berufliche Qualitäten höheren Grades. Neulich wurde ich mit einem derartigen Fall bekannt. Es war ein Mann, der sich der Pediküre widmete. Er war ausgesprochener Fuß- und Beinfetischist, wußte dies auch und erklärte, daß es ihm beispielsweise eine tiefe Freude mache, sich vorzustellen, daß die von ihm behandelten Damen auf der Straße (an ihm) vorbeipromenierten. Friseure, Schuhmacher, Masseure, viele Modisten rechnen hieher. Auch Verkaufspersonal in Handschuhgeschäften, bei Juwelieren. Man kann selbstverständlich das gleiche auch in höheren Berufen finden — Beispiele zu bieten, wird sich erübrigen. Ein fünfter Typus ist narzißtischer gerichtet. Er wählt den Beruf in Selbstschutz und zur Sicherung gegenüber unzweckmäßigen Neigungen, die dem Ich (also nicht so, wie beim dritten Typus, der Gesamtheit) schaden. So ist ein Richter zu begreifen, der das Niederhalten eigner moralischer Schwäche im Beruf meistern will. Viele andere und gerade höhere Berufe rechnen in diese Gruppe. In jedem Fall sieht man ohneweiters ein, daß die unterbewußten Vorgänge eine sehr erhebliche Beeinflussung ausüben werden und man könnte Stekels Typologie durchaus noch erweitern. Es wird der Hinweis genügen, um anzudeuten, welche künftigen Aufgaben berufskundlicher Art gerade für die Psychoanalyse gegeben sind. Man braucht auch wiederum nur die Behandlungsberichte von Patienten durchzublättern, um sofort in Fülle Belege zu ermitteln. Freilich fehlt auch da wieder die notwendige typologische Statistik, die dann psychotechnisch betrachtet von außerordentlichem Belange sein könnte, zumal Berufsgescheiterte für Beratungszwecke die Arbeitswissenschaft ganz besonders interessieren. Ebendorthin rechnen Berufswechselmotive, Abwanderungstendenzen, soweit sie nicht rein wirtschaftlich notwendig sind oder aus sonstigen äußeren Gründen zustande kamen.

Nach der kurzen Erläuterung psychoanalytischer Anwendung im Rahmen der Berufskunde zum zweiten: der Verwendung der Tiefenpsychologie für die eigentliche psychologische Beratung und Diagnose. Zur Eignungsprüfung. — Hiebei sind zwei Gesichtspunkte grundsätzlich zu trennen. Wir finden heute einmal das Beobachtungsprinzip, zum anderen das Experiment. Für beide Fälle, die sich in der Praxis zu ergänzen pflegen, einige Anmerkungen.

Das psychologische Beobachten der Berufsanwärter findet heute schon seitens der Lehrer in den Schulen statt. Es wird dann später hier und dort geregelt fortgesetzt während der Lehrzeit in den Werkschulen. Immer liegt dabei die Absicht zugrunde, sich Rechenschaft zu geben über die im

Individuum schlummernden Eigenschaften. Zu diesem Zwecke hat man eigene Beobachtungsbogen entworfen; Vordrucke, die nach genauen Regeln und Schemata die berufsnotwendigen Gesichtspunkte vereinen. Es ist nicht Platz genug, um dergleichen Proben zu bieten, auch ist die Literatur über das Gebiet erheblich groß. Aber alle Bogen dieser Art berücksichtigen gerade die seelischen Eigentümlichkeiten, welche das Experiment vergeblich suchen würde: die moralischen, ethischen, gefühlsmäßigen und voluntativen Eigenschaften. Auskünfte über sittliches Verhalten, über Ehrgeiz, Fleiß, Ordnungsliebe, Ehrlichkeit oder Wahrheitsstreben sind am Platze. Dergleichen Bogen waren vormals sogar in bestimmten Gegenden für weiteste Kreise gedacht. Es entstand indessen alsbald lebhaftester Widerspruch. Aus innerpolitischen Gründen mußten die Entwürfe zurückgezogen werden — lächerlicherweise entstanden sogar Kämpfe um schulische Angabe der Konfession, der Aufmerksamkeit oder des Fleißes, und dieselbe parteipolitische Machenschaft hat in Deutschland auch das Zensurenwesen wie die Methode der Rangplätze in den Schulen hier und dort grundsätzlich beseitigt. Ein wundervolles Beispiel für die hemmungslose Abreaktion der zur Macht gekommenen unteren Schicht. Die jahrelangen Fesseln wurden mit parteipolitischen Schlagworten beseitigt, man sprach von Wiederaufleben eines Steckbriefverfahrens, wenn dergleichen Berufsberatungsbogen eingeführt werden sollten. Eine tiefere Begründung mochte gelegentlich deshalb gegeben sein, weil einige der Vordrucke außer der Individualaufnahme des Stellenanwärters auch Familienvorgeschichte verlangte, über die Eltern und Geschwister Angaben forderten, die zu bieten den allermeisten Leuten außerordentlich hemmungsvoll wurde. Kriminalität, Krankheit, außereheliche Geburten u. dgl. kamen zu Protokoll, ja etliche Bogen suchten sich auch über Wohnungsgröße, Interessenahme der Eltern am Kinde, sogar über die Dauer der Stillzeit zu orientieren. Wiederum war die Folge die, daß die meisten Formulare im Publikum abgelehnt wurden und da die natürliche Trägheit der zur Ausfüllung bestimmten Pädagogen hinzukam — falls nicht der Geltungstrieb dieses Phlegma ins Wichtigtun umgekehrt hatte — so verschwanden die Beobachtungsbogen und machten höchstens kleineren Auskunftszetteln Platz, deren Verbreitung durch wirtschaftliche Einengung vielfach segensreich beschränkt blieb. So außerordentlich gut der Grundgedanke der Familiengeschichte und der Beobachtung des Anwärters war, so schwierig wurde es in der Wirklichkeit. Die Motive der Kämpfe gegen die Idee sind durchweg unterbewußt gegeben und eigentlich restlos nur psychoanalytisch, dazu massenpsycho-

logisch zu verstehen. Die Analyse kann hier wiederum interessante Entdeckungen machen. Als Forderung freilich bleibt dies: Beobachtungen einzurichten, welche die Erkenntnisse der psychoanalytischen Forschungen hinreichend verwerten, denn ganz zweifelsfrei ist der Beobachtungsbogen ein Weg zur Ergänzung des bloßen Experiments und für Mengenzwecke in dieser oder jener Weise das einzige Mittel. Beobachtungsbogen sind geblieben für pathologische und kriminelle Jugend. Für die Klientel der Berufsfürsorge. Hier wird eine Durchdringung der Motive des Handelns der gefährdeten Jugend mit tiefenpsychologischen Erkenntnissen erfreulich sein, da sich unter der Masse dieser Jugend, wie ich in jahrelanger Praxis fand, alle erdenklichen Spielarten finden; vom sexuellen Trauma des Klienten, von Kriminalität offener Art bis zu feineren und vielen unverständlicheren Verhaltungsweisen, gleich der Vagabundage, der phantastischen Lüge u. ä. m.

Neben die Beobachtung trat das Experiment, die psychotechnische Eignungsprüfung im engeren Sinne. Man muß zugeben, daß manche Prüfschemata in unglaublicher Oberflächlichkeit operieren. Willenseinstellungen werden höchstens durch ergographische oder Reaktionsversuche festgestellt, dagegen ist von gefühlsmäßigen Faktoren so gut wie nirgends die Rede. Es ist interessant, daß in wenigen Fällen dergleichen überhaupt gesucht ward. Man glaubte tatsächlich vom emotionalen Strukturelemente absehen zu können. Man trieb Mechanismus, statt seelisches Verstehen. Nicht alle Eignungsprüfungen müssen sich das vorwerfen lassen. Es sind bestimmte Verfahren ausgearbeitet und versucht worden, um in die Tiefe zu dringen. Eine Reihe derartiger Methoden seien kurz erwähnt, indem zugleich die praktische Bewährung in der Eignungsprüfung angemerkt werden soll. Alle diese Versuche mögen dem geschulten Psychoanalytiker unendlich einfältig und zu grob erscheinen; es wird aber am Schluß eine Darlegung der wirklichen Aufgaben der Psychotechnik erfolgen und sich daraus diese krampfhafte Bemühung erklären lassen.

Zunächst ist eine Reihe von sogenannten Tests erwähnenswert, die es sich zur Absicht machten, das sittliche Verhalten, die ethische Einstellung des Prüflings zu ermitteln. Nicht alle können hier erwähnt werden, nur die wesentlicheren Verfahren, die irgendwie etwas Neues brachten. Da wäre zu nennen das Verfahren von Ziehen, der Verbrechen und Handlungen beurteilen ließ. Nach meinen eigenen Ergebnissen indessen stellte sich heraus, daß dieses, von manchen nachgeahmte Untersuchungsverfahren, gerade in entscheidenden Fällen uns nicht den Blick in die Tiefe tun

läßt, den wir brauchen. Ich prüfte ethisch Minderwertige und auch Kriminelle und fand sehr häufig tadellos „ethische“, also unverdächtige Lösungen. Auch der Abwegige kann eben theoretisch angemessen denken — wenn es just verlangt oder erwartet wird — aber zwischen Theorie und Handlung klaffen Unterschiede. Wesentlich gewandter ist dann die Methode Fernalds, der ebenfalls kriminelle Fälle gab, jedoch nun nicht weiter abfragte oder auf gut? oder schlecht? und mit der bloßen Warumfrage arbeitete, sondern Rangreihen bilden ließ. Auf Karten verzeichnete illegale Handlungen waren — quasi vom Standpunkt des beurteilenden Vorgesetzten oder Richters — nach Schwere des Vergehens zu „ordnen“. Dieser technische Kniff verrät indirekt erheblich mehr und wenn man ferner die Beispiele nicht zu drastisch gibt, sondern Tatbestände beifügt, die vulgär möglich sind, so findet man hübsche Einblicke in die Auffassungswelt des Prüflings. Aber einwandfrei ist der Versuch auch noch nicht, denn ihm ermangelt die Spontaneität des Handelns. Ich habe entsprechende Beispiele in meinem Buche „Eignungsprüfungen“ mit Lösungsergebnis vorgeführt. Ebendort entwickelte ich einen anderen Versuch, den ich „Stellenanwärtertest“ nenne. Die Versuchsperson soll sich nach Bild und Personalbeschreibungen eine Verkäuferin für ein Geschäft auswählen. Die Bilder und Personalbeschreibungen sind so gewählt, daß Wertungen unbedingt erfolgen müssen. Der Versuch lief besser ab, als der Fernaldsche, da hiebei die Versuchsperson ganz unvermittelt sich verraten kann. Heftige, gefühlsbetonte Stellungsnahmen treten spontan auf. Innerpolitische Standpunkte, Erinnerungen an eigenes Erleben wird oft sprudelnd produziert. („Na, das ist auch so eine, ich weiß Bescheid, wie bei der Frida N . . .“ „Was, die soll in ein Geschäft und hat das Lyzeum besucht? Da nimmt sie unsereinen doch nur das Brot weg . . .“ „Das uneheliche Kind bei dieser hier schadet nichts. Ist Privatsache . . .“ „Geschlechtskrank war sie vor fünf Monaten . . . Mit so einer würde ich nicht zusammen arbeiten usw. . . .“) Je harmloser der Versuch aufgezogen wird, um so bessere Einblicke verschafft er uns. Ideal freilich ist auch diese Probe nicht.

Man kann auch die Phantasie und Kombination reizen, um so Einblicke zu erhalten. Hier wäre das Rorschachsche Verfahren zu nennen, das Römer nachgeprüft und verbessert hat. Ich muß nach eigenen Versuchen bestätigen, daß dieser Test — das Deutenlassen farbiger Klexographien, nach dem Vorbild Kirckpatricks u. a. — nicht ohneweiters für jede Klientel paßt. Ungebildete genierten sich, fanden sich wohl verulkt. Wenn auch dann die aufsteigende Reaktion des Selbstbewußtseins

interessant ist, so bricht der Versuch doch leicht vorzeitig ab. Die Figuren sind auch etwas zu ähnlich, zu schematisch in ihrer Symmetrie. Römer hat die Vorlagen verbessert, und ich selbst habe versucht, durch zwei weitere Modifikationen weiter zu kommen: ernstlich durch dreidimensionale, also körperliche, farbige Gebilde und dann durch veränderliche, im Rauchverfahren gewonnene Phantasiesymbole. Gerade das letztere scheint nicht übel zu sein, da es schnelle, unvermittelte Anpassung, fast im Sinne der freien Assoziation, bedingt. Ich berichte bei Gelegenheit über diese Versuche. Grundsätzlich ist wieder zu sagen, daß das Deutenlassen von Rorschach-Figuren seinen Wert haben kann, daß es aber methodisch noch verbesserbar ist, da viele Menschen Hemmungen besitzen oder so stark perseverieren bei Produktion ihrer phantastischen Einfälle, daß in der Eignungsprüfung leider zu wenig herauskommt aus dem Experiment. Ich habe übrigens bereits 1915 in meiner Arbeit über Korrelationen noch ein anderes Verfahren der suggestiv geleiteten Phantasie mitgeteilt, nämlich Darbieten von berußten Figuren im Tachistoskop. Mischt man sinnvolle und sinnlose Schwarzweißgebilde und bietet sie (angeblich zwecks „Augenprüfung") kurzzeitig, so findet man bestimmte Typen, die außerordentlich starke Phantasien aus den sinnlosen Gebilden entwickeln, sie deuten, ohne eine Ahnung zu besitzen, daß gar nichts zu deuten wäre. Ich fand so sehr kennzeichnende Hinweise der Deutung: junge Mädchen mit Bändern, Eingeweide u. a. m. wurde aus sinnlosen Schnörkeln abgelesen. Auch dieser Versuch ist möglich und besitzt den Vorzug, besonders harmlos zu wirken. Das ist wichtig, da viele Experimente versagen, wenn die Versuchsperson zu deutlich merkt, was von ihr eigentlich verlangt wird. Aus diesem Grunde ist auch der freie Assoziationsversuch, den ich immer den Eignungsprüfungen einfügte — unter Wahl usueller Stichworte mit möglichem Komplexwert — nur bedingt brauchbar für vorliegende Zwecke. Viele genieren sich zu stark, andere assoziieren gänzlich oberflächlich (Klangassoziation, Gegensatzassoziation usw.). Dazu kommen Schwierigkeiten in der mündlichen Verständigung, weil die gegenseitige Gewöhnungszeit zu kurz ist. Nur bei Hysterikern (Kriegsbeschädigten) ergaben sich typische Verhaltungsweisen: nicht nur komplexbedingte Zeitverlängerungen (Reizwort: Rente, Arbeit, Krüppel usf.), sondern auch Wutanfälle mit Übergang zu Tätlichkeitsversuchen, Zitterausbruch usf. Dergleichen kann rentendiagnostisch sehr wertvoll sein. Im großen und ganzen, und bei normalem Material, ist die Assoziation in der Eignungsprüfung nicht verwendbar. Das gleiche gilt von der gebundenen Assoziation (die besser durch reine Intelli-

genzprüfungen Ersatz findet) und eingeengt geleiteter Assoziation; etwa dem Hersagen von frei einfallenden Worten in fünf Minuten oder Nennen von Worten mit bestimmten Anfangsbuchstaben. Das Wesentliche ist, daß hiebei der Ernst der Prüfung nicht immer gewahrt bleibt, daß viele meinen, veralbert zu werden. Die Sachlage gegenüber der psychoanalytischen Behandlung ist eben eine ganz andere.

In Anbetracht solcher Tatbestände habe ich im Bemühen, der psychotechnischen Eignungsprüfungen Tiefeneinblicke zu verschaffen, weitere neue Methoden erprobt. — Ich nenne zunächst zweierlei: meinen Spontanklappenapparat und die Arbeitsprobe. Ersterer besteht darin, daß man mit der Versuchsperson einen Pseudogedächtnisversuch macht. Zu diesem Zwecke geleitet man sie in ein Einzelzimmer, das einen Rahmen mit vierundzwanzig Klappen an der Wand aufweist. Jede Klappe trägt ein Titelschild. Hebt man die Klappe, ist darunter eine Photographie zu sehen. Titel und Photoinhalt sind verschiedensten Gebieten entlehnt: Technik, Geschichte, Erotik, Kriminalistik usf. Der Prüfling soll sich Titel und Inhalt gut einprägen und wird zwanzig Minuten allein gelassen. Nun ist jede Klappe mit elektrischem Kontakt versehen, der zu einem Lampensignalfeld im Zimmer des Versuchsleiters führt. Außerdem sind Beobachtungslöcher versteckt in der Wand. Der Versuchsleiter kann am Signalfeld beobachten, welche Bilder am häufigsten und am längsten beobachtet wurden, da die Pseudolernzeit zu lang gewählt ist, der Prüfling demnach alsbald Wahlbeobachtung treibt. Direkt gibt zudem das Schauloch Auskunft. Der Apparat arbeitete außerordentlich drastisch. Wie ich in meiner Mitteilung auf dem Kongreß in Milano angegeben, wurden mir zu bestimmtem Prozentsatz beispielsweise Aktbilder gestohlen. Einige Typen trieben offensichtlich Masturbation. Andere richteten sich durchaus lyrisch-gefühlbetont ein, lasen Gedichte, sahen dramatische Szenen genauer an usf. Andere waren ungehorsam, folgten nicht der Instruktion, sondern aßen ihr Brot. Andere zündeten sich eine Zigarette an, wieder andere dösten vor sich hin. Der Abschluß des Pseudogedächtnisversuchs besteht darin, daß die behaltenen Titel und Bildinhalte vom Prüfling aufgeschrieben werden. Hiebei sind abermals interessante Divergenzen zwischen objektiver Beobachtung und subjektiven Angaben (scheinbares Vergessen; Unterschlagung von gesehenen Bildern) häufig. Ähnlich habe ich auch Pseudoatemversuche mit umgeschnalltem Pneumographen unter Alleinbleiben der Versuchspersonen gemacht. Der Prüfling erhielt dann ein Bilderalbum zum Beobachten. Mittels Schauloch aus dem Nebenzimmer wurde sein Verhalten beobachtet

und beim Umblättern stets ein Markiermagnetsignal auf der Rußfläche des Kymographions vermerkt, um später die Symptome der Atemkurve festzulegen. Hiebei kam es — vor allem beim weiblichen Geschlecht — oft zum Tagtraum. Doch eignet sich diese Variante nur unter Vorsicht (Komplexverhütung ist notwendig bei Psychogenen).

Ganz anders ist die Arbeitsprobe gedacht. Ich verweise auf meine entsprechende Darstellung an anderer Stelle. Grundsätzlich wird an neutralem Stoff eine Arbeitserledigung verlangt und das Gesamtverhalten des Prüflings in kollektivem wie singulärem Arbeiten, neben quantitativer Analyse des Leistungseffekts, beobachtet. Emotional bestimmte Tiefenregungen wie Wut, Ehrgeiz, Verschlagenheit, Zuvorkommenheit, Selbständigkeit, Mutlosigkeit und vieles mehr zeigt sich sogleich und bietet naturgemäß gute Einblicke, weitaus tiefer, als reine Intelligenzproben oder sinnespsychologische Befunde. Zum Schluß kann erwähnt werden, daß sich gelegentlich auch die graphologische Diagnose — in Ergänzung hiezu und mit Benützung der Klagesschen Grundsätze — bewährte. Hierüber habe ich früher berichtet.

Neuerdings habe ich alsdann in noch zwei weiteren Tests Hilfsmittel für Tiefenpsychologie erstrebt. In meinem (bereits in den „Eignungsprüfungen", S. 270 ff. erwähnten) Paradoxietest und in dem „Körperhaltungs-Einfühlungsversuch".

Der Paradoxietest kann nämlich thematisch in eine Zone gebracht werden, der psychoanalytisch kennzeichnende Bewußtseinsinhalte besonders nahe liegen. Bei ihm soll bekanntlich der Prüfling alle Folgerungen aus einer paradoxen Prämisse in Stichsätzen niederschreiben. Ist die Prämisse angemessen geboten, zeigen die produzierten Denkfolgerungen interessante Angaben. Versuche, die bereits mit zwölf- bis vierzehnjährigen Schulkindern begannen, boten schöne Einblicke. War etwa gegeben: „Was würde geschehen, wenn eines Tages plötzlich überall statt Wasser — Marmelade sich befände?" so beobachtete man außerordentlich klar das, woran der Prüfling zunächst dachte. Also die Bereitschaft von Bewußtseinsinhalten; die Weckzeit für bestimmte Inhalte. Daß derartige Individualinhalte Symptomwert tragen, braucht nicht betont zu sein! Thematisch ähnliche Ergebnisse kamen z. B. auch bei der Prämisse zustande: „Eines Tages sind alle Frauen vier Meter, alle Männer nur fünf Zentimeter groß." Hier fand ich bei Kindern wie Erwachsenen sehr fesselnde Ergebnisse: beim weiblichen Geschlecht wurde etwa die Möglichkeit des leichten „Tottretens" der kleinen Männer (man gedenke des „Kopfzertretens der Schlange!"), des Ansichreißens der Herrschaft im Lande — aber auch die

Unmöglichkeit, den „Bart zu sehen“, sehr oft — und auch schon bei Zwölfjährigen — erwähnt. Im umgekehrten Fall (Männer drei Meter, Frauen fünfzig Zentimeter) wurden männliche Tyranneneinstellungen usw. geweckt. Ich komme auf diese Dinge, welche mein Paradoxietest ermittelt, zurück, da ich den Versuch auch in Beziehung zum schizophrenen Vorstellungskreis erforsche. Die Einfühlungsprobe auf „Körperhaltung“ besteht darin, daß jemand Posen imitieren muß. Diese werden in Bild, besser in Lichtbild, und zwar bei Dauerpose, vorteilhafter noch (filmartig) in Wechselstellungen geboten. Man kann auch aus Vorbildern Posen „wählen“ lassen. In jedem Fall offenbart sich hier die Beziehung zwischen Ich und vorgeführtem Ausdruckstyp. Dem einen „liegt“ die heroische, dem anderen die melancholische Pose eher; er fühlt sich jeweils rascher ein, kann auch temporärem Wechsel gewandter Folge leisten. Der Gedanke des „Körperhaltungs-Einfühlungstests“ beruht auf Beobachtungen, die ich im Gebiete der Körperkultur machte, worüber auch mein Buch „Körperseele“ Bildmaterial bietet. Es ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Zumal die Psychoanalyse kann dem Gedanken Wert abgewinnen; hievon bei Gelegenheit.

Überschaut man alles, wird man zugeben, daß die Psychotechnik sich bemüht hat, den Anforderungen auf Tiefenschau gerecht zu werden. Mehr als dergleichen vermag sie bisher nicht zu leisten. Es kann psychoanalytischen Gepflogenheiten kaum genügen. Leider aber versagen bei so kurzfristigen Untersuchungen alle sonstigen Bemühungen ganz und die klassische Form der Analyse wird unmöglich. Ein wenig günstiger mag es liegen, wenn wir die psychodiagnostischen Verfahren über die Berufsauslese ausdehnen auf die Lehrzeitbeobachtung. Hier steht dem Psychologen mehr Zeit — zumindest vier Wochen bis ein halbes Jahr — zur Verfügung. Er will sehen, ob der Lehrgang Erfolg verspricht und soll dann die Elemente herausnehmen, deren Ausbildung sich nicht zu verlohnen scheint. Daselbst steht zudem zweierlei im Mittelpunkt des Interesses: erstlich die Pubertät des Jugendlichen, die eine Momentaufnahme bei Prüfungen schwerlich faßt und die erfahrungsgemäß den Entwicklungsgang erheblich ändern kann. Das ist wiederum ein ganz typisch psychoanalytisches Problem und nach meinen Beobachtungen kommt man hinter oft rätselhafte Versager sonst bestens beanlagter — gerade auch intellektuell gutbefähigter — Lehrlinge nur, wenn man die Psychoanalyse in ihren Erkenntnissen wertet.

Ein zweites ist weniger bekannt: das Problem der Lehrstelleneichung. Mir ist aus großstädtischen Berufsämtern bekannt, daß bestimmte Lehr-

stellen bei bestimmten Lehrlingstypen eine Gefahr darstellen. Es finden sich Meister und Vorgesetzte von zweifelhaft normalem Empfinden. Eine deutsche Großstadt hat beispielsweise eigens Rechercheure angestellt, um Gefahren der Homosexualität des Meisters zu verhüten, weil dergleichen vorkommt. Der Weg für die Praxis führt zumeist über das (geänderte) Verhalten des Lehrlings und die Diagnose kann sich daher auch auf eine Eichung von Lehrstellen im objektiven Sinne erstrecken. Daß dies alles jedoch nie experimentell, sondern rein analytisch vonstatten gehen müßte, ist ohneweiters klar.

Wir schließen, indem wir die Aufgaben zusammenfassen, deren Erfüllung durch psychoanalytische Methoden zu erhoffen wäre, da die normale Psychotechnik nur selten oder gar nicht genügt: Als Klientel wird sich der Aufgabenkreis zunächst nur drei Arten von Berufsvertretern suchen, nicht etwa alle. Ich rechne hieher die Pathologischen, die Gefährdeten und die Anbrüchigen. Unter die Pathologischen rechnen beispielsweise die Hilfsschüler, Geistesschwachen aller Grade, auch Mindersinnige. Gefährdet ist das Gros der der Jugendfürsorge Unterstehenden und die Fälle, in denen das häusliche Milieu (Elterneigenart) Beachtung verdient. Bei den Kriegsbeschädigten kommen alle Neurotiker nach Unfall, die Psychogenen (Hysteriker usw.) und insgesamt alle Kopfschußverletzten in Betracht. In erster Linie sind hier nach meinen jahrelangen Erfahrungen die Epileptiker und die Stirnhirnverletzten wichtiges Material, da (wie ich immer beobachten mußte) dort sehr erhebliche Einflüsse auf libidinöse Komponenten zustande kommen. Eine große Zahl der Stirnhirnleute erbrachte eheliche Konflikte. Ich kann hier nicht auf nähere Begründungen verweisen.

Daß gelegentlich ausgelesene Hochbegabungen der analytischen Durchprüfung bedürfen, mag sein. Vorerst wird man freilich eher eine Analyse erfolgreicher Menschen erhoffen, da man die Grenze, von der aus Abweichung von sogenannter Normalität und glatter Funktion des ungestörten Unterbewußtseins schädlich wirkt, bis jetzt einwandfrei noch nicht ermittelte! Wir brauchen in diesem Sinne eine Art Verdrängungsökonomie und eine Musterung teleologisch angemessener Sublimierungswege der Psyche. Mit Putnam möchte ich also — wenigstens für Zwecke der wirtschafts-wissenschaftlichen Fragen — gerade auch auf philosophische Gegebenheiten und Wertungsgegenstände verweisen, obwohl mir die ablehnende Haltung diesen Ansichten gegenüber von mancher Seite bekannt ist.

Zweitens ist wichtig, daß die Psychoanalyse für Vorschulung der in dieser Materie tätigen Kräfte sorgt. Die Schulung der Experten ist um so nötiger, um das Schlimmste, nämlich die spielerische Beschäftigung mit der Analyse, zu verhindern und aus der Wissenschaft das ausgesprochene Dilettantentum, die wilde Praktikerschaft zu vertreiben. Dieser Weg ist sicherlich schwerer, als alles andere und bedingt für das genannte Gebiet auch einen zweckmäßigen Ausschnitt aus der ganzen Lehre, denn alles wird in der Berufsberatung ja nur unter bestimmten Sonderbedingungen zur Diskussion stehen. So fällt das eigentliche Therapieprinzip für die Auslese jedenfalls fort. Die Praktiker würden den Fall dem Sonderfachmann weiterzuleiten haben, um Heilungen zu versuchen. Aufklärung in ausgelesener Art und in strengster Methodik ist daher nötig, wenn die Psychoanalyse den genannten Aufgaben gerecht werden soll.

Endlich ein drittes: wir benötigen neuer Methoden der Art, daß die Diagnose und Prognose schnell erzielbar ist. Ich betone, daß die Therapie nicht mehr zu den Aufgaben der Eignungsprüfung rechnet. Die oben genannten Erfahrungen aus der wirklichen Praxis der Psychotechnik geben zu denken! Die Prüfungszeiten sind so kurz, daß selbst der gewöhnliche Assoziationsversuch versagen kann, und daß man nur mit Tricks einiges erreicht. Denn mehr als drei Sitzungen pro Kopf gestattet die heutige Frequenz nicht. Die Eignungsprüfung wird zu teuer und wegen zu geringer Mengenerfassung auch wertgemindert. Die praktische Berufsauslese fordert Massendurchtrieb. Rechnen wir von diesem aber auch nur die eben erwähnte, typisch der Psychoanalyse zu unterstellende, Klientel ab, so wird man doch zugeben, daß die Zeitkürze sich mit der Therapiebreite überhaupt nicht mehr vergleichen läßt. Es war mir äußerst interessant zu sehen, daß dieses Problem übrigens auch die Therapie selber bewegt, wenn ich den Bericht der Berliner Psychoanalytischen Poliklinik durchlese. Die Behandlungsdauer ist selten ideal gedehnt, viele brachen vorher ab und manche wurden auch relativ schnell fertig. Es sind nicht nur ökonomische Ziele, als sachliche Ideale, die uns vorschweben, wenn wir eine schnelle Diagnose — und nur die Diagnose brauchen wir! — der Eignungsprüfung zu übermitteln fordern.

Es entsteht daher die neue Aufgabe, für psychoanalytische Schnelldiagnostik Verfahren und für deren Ergebnisse eine Symptomlehre zu entwickeln. Hiebei würde der Tiefenschnitt in die Persönlichkeit nur dem Wesentlichen gelten, während das Herauspräparieren der verlagerten und überwachsenen Komplexe für eine robuste Berufungsberatungspraxis kaum

erforderlich ist. Bis diese Aufgabe gelöst wird, muß die Psychotechnik sich mit ihren oberflächlicheren Verfahren begnügen, kann also auch die Eignungsprüfung nicht zu optimaler Sicherheit gelangen.

Anderseits würde die neue Aufgabenstellung auch für die Psychoanalyse selbst wertvoll sein können: denn die Schnelldiagnose ist therapeutisch zu verbinden mit der Forderung nach fraktionierter Analyse. Sie hat als solche auch in der Berliner Statistik bereits ihren Ausdruck gefunden! Hinzu käme die wissenschaftliche Erkenntnis, daß eine Totallösung individuell gar nicht erwünscht sein mag; viele Individuen brauchen, rein biologisch, ihren Komplex; sind komplexfrei unglücklicher — beziehungsweise unmöglich, da sie sogleich neue Ersatzkomplexe produzieren.

Die Symptomlehre aber führt zu einer psychoanalytischen Typologie. Wir warten notwendigerweise auf diese charakterologische Zusammenfassung und schon die vorliegenden, reichen Erfahrungen der Analytiker sollten eine solche „Menschenkunde" ermöglichen. Mit anderen Worten müssen aus Einzelfällen (wie stets in der Psychologie) Allgemeinerkenntnisse folgen und es kann hiebei weniger Wert auf belletristische Darstellung der Einzelkasuistik als auf nüchterne Synthese der charakterologischen Typen-Populationen Wert gelegt werden. Dadurch würden zugleich weitere wissenschaftliche Fragen (wie etwa die nach der Konstanz des Typus im Individuum; nach Korrelation von Altersstufe und Typengestaltung) eine angemessene Bearbeitung finden.

Man möchte hoffen, daß die Fragen der Psychotechnik Anregung für die psychoanalytische Forschung enthalten und nicht umsonst gestellt sind.

LITERATUR

Hermann, Intelligenz und tiefer Gedanke. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 6, 1920. — Grüninger, Psychotechnik und Psychoanalyse. Ebendort. — Ernst Scheider, Psychotechnik und Psychoanalyse „Schulreform" (Berner Seminarblätter) 1921. — Römer, Über die Anwendung des psychodiagnostischen Verfahrens nach Rorschach auf Fragen der Berufsberatung. Kongreßbericht über den 7. Kongreß für experimentelle Psychologie. Jena 1922. — Desgleichen auf dem 8. Kongreß für Psychologie. Leipzig 1923 und in „Praktische Psychologie" 1923. — Baumgarten, Die psychoanalytische Bewegung. „Praktische Psychologie" 1920. — Friedländer, Eignes und Fremdes zu der Freudschen Psychoanalyse. Zeitschrift für angewandte Psychologie, Bd. 22, 1923 — Giese, Medizinische Psychologie in „Psychotechnische Rundschau", Cöthen 1922. — Eitingon, Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik. Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 8, 1922. — Giese, Berufspsychologische Beobachtungen im Reichstelegraphendienst. Leipzig 1923. — Thalberg, Zur Berufswahl. — Kramer, Kindliche Phantasien über Berufswahl. — Maday, Psychologie der

Berufswahl. — Adler, Ein Beitrag zur Psychologie der ärztlichen Berufswahl: sämtlich in Adler-Furtmüller, „Heilen und Bilden“, München 1914. — Stekel, Berufswahl und Kriminalität, Archiv für Kriminalanthropologie, Band 41, 1911. — Ziehen, Die Prinzipien und Methoden der Intelligenzprüfung. Berlin 1911. — Stern-Wiegmann, Methodensammlung zur Intelligenzprüfung. Leipzig 1922. — Fernald: siehe Jacobsohn-Lask, Über die Fernaldsche Methode. Leipzig 1920. — Giese, Psychotechnische Eignungsprüfungen an Erwachsenen. Langensalza 1921. — Rorschach, Psychodiagnostik. Bern 1921. — Kirckpatrick: vgl. Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik, Bd. II. Leipzig 1913. — Giese, Korrelationen psychischer Funktionen. Zeitschrift für angewandte Psychologie, Bd. 10, 1915. — Giese, Über erotische Inklination. Kongreßbericht über den 3. Kongreß für Psychotechnik, Milano 1922. — Giese, Die Arbeitsprobe in der Psychognostik. Zeitschrift für angewandte Psychologie. 1924. — Giese, Handschriftendiagnose in „Deutsche Psychologie“, Bd. III, 1921. — Klages, Handschrift und Charakter. Leipzig 1917. — Putnam, Allgemeine Gesichtspunkte zur psychoanalytischen Bewegung. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. 4, 1918. — Jones, Nachruf auf Professor Putnam. Ebendort, Bd. 5, 1919. — Giese, Körperseele. München 1924 (Delphinverlag), und Giese, Ausdruckshand und Arbeitshand. Zeitschrift „Arbeitsschule“ 1924.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII. Andreasgasse 3 — Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Otto Rank, Wien I. Grünangergasse 3—5 — Druck von Karl Fromme. Ges. m. b. H., Wien V. Nikolsdorfergasse 7

Über die Fortschritte der psychoanalytischen Theorie und Praxis unterrichten fortlaufend unsere beiden Zeitschriften:

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

Herausgegeben von Prof. Sigm. Freud

Redigiert von

Dr. S. Ferenczi (Budapest) und Dr. Otto Rank (Wien)

und

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Prof. Sigm. Freud

Im Jahre 1924 werden in den beiden Zeitschriften u. a. folgende Beiträge erscheinen:

Prof. Dr. Sigm. Freud: Neurose und Psychose. — Das ökonomische Problem des Masochismus.
Dr. Karl Abraham (Berlin): Zu einer unbeachteten infantilen Sexualtheorie.
Mary Chadwick (London): Zur Genese des Wissenstriebes.
Dr. A. van der Chijs (Amsterdam): Anwendung der PsA. auf die musikalische Komposition.
Doz. Dr. Felix Deutsch (Wien): Über die Bildung des Konversionssymptoms.
Dr. Helene Deutsch (Wien): Zur Psychologie des Sports.
Dr. S. Ferenczi (Budapest): Über forcierte Phantasien. (Beitrag zur aktiven Therapie.)
Dr. H. W. Frink (New York): Die amerikanische psa. Literatur 1920—1922.
Dorothy Garley (London): Der Schock des Geborenwerdens und seine Nachwirkungen.
Dr. Fritz Giese (Halle a. S.): Psychoanalyse und Wirtschaftsleben.
— Psychologische Eignungsprüfung und Psychoanalyse.
Prof. Dr. Heinrich Gomperz (Wien): Parmenides. Sokrates.
Dr. H. v. Hattingberg (München): Zur Analyse der psa. Situation.
Dr. Clara Happel (Frankfurt): Aus dem frühen Kindesalter.
Dr. I. Hermann (Budapest): Kleine Beiträge zur Begabungs- und Sublimierungstheorie.
Dr. Ernest Jones (London): Das Wesen der Autosuggestion.
Dr. Salomea Kempner: Beitrag z. Oralerotik.
Dr. F. Lowtzky (Berlin): Eine okkultistische Bestätigung der Psychoanalyse.
Dr. H. Nunberg (Wien): Über Depersonalisationszustände im Lichte der Libidotheorie.
Beate Rank (Wien): Zur Rolle der Frau in der Entwicklung d. menschlichen Gesellschaft.
Dr. W. Reich (Wien): Über Genitalität.
— Über Erythrophobie.
Egenolf Roeder (Baden-Baden): Qualität und Quantität.
Dr. Raymond de Saussure (Genf): Die französische psa. Literatur 1920—1922.
Dr. Ernst Simmel (Berlin): Eine Deckerinnerung in statu nascendi.
Dr. Alice Sperber (Wien): Die seelischen Ursachen des Alterns und der Jugendlichkeit.
San.-Rat Dr. S. Wanke (Friedrichroda): Psa. Anstaltsbehandlung.
Dr. Edoardo Weiß (Trieste): Psychologische Ergebnisse der PsA.
— Zum psychol. Verständnis des arc de cercle
Hans Zulliger (Bern): Totemmahl eines 5½ jährigen Knaben.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII. Andreasgasse 3 — Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Otto Rank, Wien I. Grünangergasse 3—5 — Druck von Karl Fromme. Ges. m. b. H., Wien V. Nikolsdorfergasse 7

IMAGO, X. Band (1924), Heft 1

X. Band 1924 Heft I

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON DR. OTTO RANK UND DR. HANNS SACHS

Prof. HEINRICH GOMPERZ (Wien):

Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen

I. Parmenides — II. Sokrates

Priv.-Doz. Dr. FRITZ GIESE (Techn. Hochschule, Stuttgart):

Psychoanalytische Psychotechnik

I. PsA. u. Wirtschaftsleben (Erotisierte Reklame) — II. Psycholog. Eignungsprüfung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Leipzig / Wien / Zürich